

Die 60er Jahre in Wiefelstede und anderswo



Die sechziger Jahre in Deutschland waren das Jahrzehnt der großen Wandlungen und Umwälzungen. In den Dörfern, gab es kaum Wasserleitungen, Kanalisation, kaum Telefonnetze und sanierungsbedürftige Straßen die dem stärker werdenden PKW-Verkehr Rechnung tragen konnten. Die Dörfer waren weitgehendst vom Bombenhagel des 2. Weltkriegs verschont geblieben, dafür hatte in den zerstörten Städten der Wiederaufbau mit voller Kraft begonnen. Das „Wirtschaftswunder“ schaffte auch im Bewusstsein der Bevölkerung eine positive Grundstimmung. „Wir sind wieder wer“, war ein bekannter Satz seit den 50er Jahren. Die Reiselust hatte viele Menschen gepackt. Der Lago Maggiore lockte, die Caprifischer und die florentinische Nächte weckten Sehnsüchte und die Gitarren klangen leise durch die Nacht.

Elvis, die Rolling Stones und die Beatles eroberten die Hitparaten und verdrängten Freddy, Bernd Spier, Ronny und Lolita von ihren Plätzen.

„Hottentottenmusik“ für langhaarige Wilde stießen bei vielen Erwachsenen auf Ablehnung. Die Jugendlichen freuten sich, wenn ihre Provokationen Wirkung zeigten.

In den Universitäten begann man kritisch zu hinterfragen, welche Hinterlassenschaften des 3. Reiches die Gesellschaft immer noch beeinflussten und zerrten an die Öffentlichkeit, was bislang der massiven Verdrängung der Nazizeit zum Opfer gefallen war.

Das Projekt: „Die 60er Jahre in Wiefelstede und Anderswo“, lässt wieder viele Zeitzeugen zu Wort kommen, Zeitzeugen, die noch leben und die befragt werden können. Zeitzeugen, die deutlich machen, dass nicht nur die 68er dieses Jahrzehnt geprägt haben. Gerade die Schaffung neuer Siedlungen, der Kanalisation, der Wasserversorgung und die Verbesserung der Straßennetze, sind ein Beispiel für die großartige Leistung der Kommunen in den 60er Jahren. Der rebellischen Jugend verdanken wir, dass der Anspruch des Grundgesetzes, eine demokratische Gesellschaft zu schaffen, in der Gesellschaft auch umgesetzt wurde. Der Weg dahin war mit manchen Auswüchsen gepflastert und die Gewaltbereitschaft einer „kleinen radikalen Minderheit“ hat viele positive Projekte zerstört.

Den Zeitzeugen, die bereit waren, ihre Geschichten aufzuschreiben und zu veröffentlichen, sind wir sehr dankbar.

Eckard Klages

Ralf Gerdes-Ingo Hellbusch - Heinz-Otto Rabe - Jens-Gert Müller-Saathoff

Inhalt

Vorwort

Michael Munzel	Vom Molkereilehrling zum Pastor
Eckard Klages	Aufbruch
Dieter Lüdken	Wie ich die 60er Jahre erlebt habe
Ralf Gerdes	meine ersten Fußballschuhe
Dieter Buschmann	Schooltied
Heinz-Otto Rabe	An Brandorff's See
Wilfried Harms	Erinnerungen an meine 1960-Jahre
Heinz Friedrichs	Leben in Mansholt in den 60er Jahren
Karl-Heinz Würdemann	Die 60er Jahre – Leben auf dem Bauernhof
Eckard Klages	Tanzvergnügen mit Teddy Schönwald und &
Jutta Klages	„Wir waren eigentlich immer unterwegs“
Ralf Gerdes	Pottlapott und Schnitzeljagd
Karl-Heinz Würdemann	Die Parteienlandschaft in Wiefelstede in den 60er Jahren
Martina Höpken	Familiengründung in den 60ern
Eckard Klages	das 1. Schuljahr 1960 in Bokel
Klaus Modik	Ein See der Erinnerungen
Michael Munzel	Reise zum Blockhaus Ahlhorn
Gertrud Böhmer	Meine sechziger Jahre in Mansholt
Hannes Völkel	Auftakt der 68er in Oldenburg
Mareike Witkowski	1968 in Oldenburg
Klaus Modik	Ein Weg
Gerd Böhmer	Erinnerungen
Johannes Völkel	Hörner Krug
Eckard Klages	Ziegenbock
Gerd Höpken	Jahre mit Erkenntnisgewinn für einen naiven Dorfjungen
Jochen Schepker	Flowers Power, lange Haare ...
Johannes Völkers	Schützenfest 1969
Ralf Gerdes	Krippenspiel oder – „Wie kommt man an eine Hauptrolle?“
Martina Wempe	Von der Schneiderei zur Wäschefabrik in den sechziger Jahren
Ingo Hellbusch	1961-1969 - Mein erstes Jahrzehnt in Wiefelstede

Vom Molkereilehrling zum Pastor

Michael Munzel

Das war üblich in den 60er Jahren. Schulische Ausbildung und geistliche Einweisung waren abgeschlossen, wenn man Anfang April seine Lehre antrat. Nach der Probezeit wurde der Lehrvertrag sechsfach unterschrieben und genehmigt und zugleich unter der Nummer 759 mit roter Tinte in die Stammrolle eingetragen. Der junge Berufsanfänger gelobte neben neun

anderen Verhaltensweisen, sich jederzeit so zu führen, wie man es von einem deutschen Jungen erwartete.

Vier junge Männer, die Pilzköpfe aus Liverpool, sollten zu der Zeit den Musik-Kosmos durcheinanderwirbeln. Das Jahrzehnt bereitete die Mondlandung vor, während deutsche Ingenieure daran mitarbeiteten, ist die ältere Großeltern-Generation sich hundertprozentig sicher, wenn das geschieht, geht die Welt unter. Und während die eine ganze Welt im Aufbruch ist, geht 10 km nördlich von Elisabeth Stein in Heidkamp die Welt ihren gewohnten Gang. Kühe werden gemolken, Landwirte interessiert vor allem der Milchpreis, ihr weißes Gold wird noch mit Milchkannen und Pferde-Fuhrwerken zur Molkerei gebracht. Die Milchannahme mit Waage und Abtropfgestell mit Molke- und Buttermilch-Ausgabe ist ein täglich vertrauter Ablauf mit einem erheblichen Lärmpegel. Das zum 10.04. die neuen Lehrlinge, heute Auszubildende, noch etwas unsicher im Betrieb auftauchen, ist ebenso normal wie der glitzernde Borgwardt mit roten Ledersitzen für den Elektromeister im Ort. Natürlich fällt es schwer, sich nach mehr als 60 Jahren auf eine Zeit zu besinnen, in der man gerade erst den Kinderschuhen entwachsen war. Unendlich fern scheinen die Sorgen, Nöte, Gefühle und Gedanken dieses Jungen, der da eben in eine Lehre gesteckt wurde. Ich konnte mir damals kaum vorstellen, was diese Umstellung in den Lebensverhältnissen für mich bedeuten würde. Gott sei Dank gibt es zu diesem Unterfangen Hilfen. Einzelne kleine Fundstücke wie mein Merkbuch aus der Molkerei, Jubiläumsbroschüren, meine Briefe und Tagebucheintragungen im kleinen Kalender-Büchlein. Mit diesen Puzzleteilen habe ich den Versuch unternommen, meine 60er Jahre in Wiefelstede wieder lebendig werden zu lassen.

Aufbruch und Ankommen

Am Anfang war es die Geschichte eines Schulversagers. Zweimal war ich durch die Aufnahmeprüfung einer weiterführenden Schule gefallen und nun stellte sich die Frage, was soll mit diesem Jungen passieren? Meine eigenen vagen Berufsvorstellungen gingen in Richtung Gärtnerberuf. Gärtner zu werden, hätte ich mir vorstellen können. Diese vagen Vorstellungen endeten in einer

Berufsberatung auf dem Arbeitsamt. Dort wurde mir der Beruf des Molkereifachmanns vorgestellt. Drei Jahre Lehrzeit mit Aufstiegsmöglichkeiten wurden für mich entschieden. Ich wurde in eine Lehre gesteckt wie das damals hieß. Das sich dahinter auch der Gedanke verbarg und die Absicht verbarg, mich aus dem Haus zu bekommen, habe ich erst viel später durchschaut.



So kam ich 1960 nach Wiefelstede zu meinem Lehrherrn Herrn Werner Bolig und fühlte mich sehr allein in der neuen und fremden Umgebung. Dazu kam jeden Tag die schwere, ungewohnte körperliche Arbeit. Dies zu einer Zeit, als die Molkereien noch mit Milchkannen beliefert wurden. Ich war der kleine Pico und wurde zum 1. April durch das Dorf geschickt, um die Tariere-Gewichte zu holen. April, April. Das hatte sich unser Buttermeyer fein ausgedacht.

Ein Merkbuch des Molkerei Lehrlings Michael Munzel vom 01.04.1960 bis 31.03.1963 umreißt ziemlich genau die Auffassungen dieser Zeit.

Hier passierte eine erste entscheidende Wende in meinem Leben. In eine Art besinnungslosem Wartestand. Ich durchlief die verschiedenen Abteilungen in der Molkerei, wurde theoretisch in der Milch- und Versuchsanstalt geschult und hielt das alles irgendwie aus, weil andere auch da waren, an die diese Anforderungen gestellt wurden. Nach einem Jahr begann ich Aufzuwachen und meine Umgebung wahrzunehmen. „Becker Feet“, so hieß die Gastwirtschaft bei Eilers gegenüber, dann die ehrwürdige St. Johannes Kirche und das Pfarrhaus von Pastor August Wilhelm Schmid. Er und seine Familie waren für mich wie ein sicherer Hafen. Er war zwischendurch für mich wie ein Vater. Ich fand Anschluss im Pfarrhaus. Am Kamin wurde Poch gespielt und Frau Schmidt verwöhnte uns mit selbstgemachtem Eis. Neben den eigenen Kindern Volker, Martin, Hans und der kleinen Marie-Sophie bekam ich einen Platz in der Familie. Mit der Erweiterung des Blickes werden Orte und Menschen

bedeutsam. Dazu ereignete sich eine erste berufliche Veränderung: Auszubildende durften nicht mehr als zehn Stunden arbeiten. Da der Tag früh begann, hatte ich plötzlich die Nachmittage frei und konnte alle möglichen Freizeitaktivitäten genießen.



Was ich im Gepäck hatte

Nein, eine Notenausgabe war das nicht, die Mundorgel, die ich im Gepäck hatte. Aber sie war neben dem Gesangbuch aus Kindergottesdiensttagen in Mülheim an der Ruhr das Liederbuch, das uns als Singhilfe in der Jugendgruppe in Ofenerdick vertraut war. Wir hatten einen Gruppenleiter in Ofenerdick, den ich unendlich bewunderte. Wir haben „Festspiele“ aufgeführt, bei denen ich mit einem ausgedehnten Morgenmantel den König spielen durfte, gut bewacht von grimmig drein schauenden Schwertwachen. Nach der Aufführung freuten sich alle und lachten entspannt in die Kamera. Es ist ein Foto von einem Gemeindefest in Ofenerdick. Ich weiß nicht, ob ein Pastor dabei war. Ich weiß nur, ich gehörte zu der Gruppe mit den Nachbarn Kalle, Mathias und sein Stiefbruder Helmut, mit Hannes Scheicht sowie Uwe Koopmann. Gesungen und gegrölt wurde: Schön ist die Welt, darum Brüder lasst uns reisen - Wer nur den lieben langen Tag - Wir lieben die Stürmer, die brausenden Wogen - Ein Mann, der sich Kolumbus nannte. Und natürlich durfte Bolle reiste jüngst zu Pfingsten, nicht fehlen. Über Herkunft und Bedeutung der Texte habe ich mir keine großen Gedanken gemacht. Wenn einer wie Hans Schmidt die Gitarre hervorholte, war Schummertied und Singezeit. Dass ich meine Arbeitskollegen mit ersten eigenen Versuchen z.B. „Im Frühtau zu Berge“, zum Wahnsinn getrieben habe, führte zu meiner Verbannung ins Kesselhaus. Dort durfte ich weiterschrammeln. Was aber ohne die Zeugenschaft der Kollegen nicht so viel

Spaß macht. So endeten die ersten Versuche das Saiteninstrument zu erlernen, ziemlich kläglich.

Dafür war ich inzwischen in Wiefelstede angekommen. Ich hatte wieder eine Jugendgruppe gefunden. Ich besuchte meinen ersten Tanzkurs und war beim Ehepaar und Tanzlehrer Ehepaar Köpenick gut aufgehoben. Ihre Abendgarderobe beim Abtanzball kam mir ziemlich abgehoben vor. So füllten sich diese Tage mit ersten Lieben, einem Bestehen im Arbeitsleben und Spaß bei Spiel, beim und in der Freizeit. Auch, wenn der Leiter Herr Bohlig mich für einen ausgemachten Tunichtgut hielt und völlig davon überzeugt war, dass ich die Oldenburger Fachlehrgänge in der neu

Milch- und Versuchsanstalt nur zum Ball und zum Tanz bei Reckemeier nutzte.

So musste er den erfolgreichen Abschluss trotzdem als gegeben hinnehmen. Die Zeit in der Molkerei funktionierte nach dem altmeisterlichen Satz „Nicht geschimpft, ist schon genug gelobt“. Und tatsächlich fehlte mir das am meisten, das kleine Wort der Anerkennung und des Lobes. Heute würde man wohl sagen der Wertschätzung. Dafür fand ich einen Ersatz zu Hause und eine Vaterfigur in August Wilhelm Schmidt. Der im Alltag wie im Festtag auf der Kanzel einen tiefen Eindruck auf mich machte. Dass der erfolgreiche Abschluss der Lehre die Stufe auf dem Weg zum zweiten Bildungsweg war, das habe ich mir damals nicht bewusst gemacht.



Meine Einsegnung oder was ich noch im Gepäck hatte

Am Sonntag Laetare, am 27.03.1960 wurde ich in der Christuskapelle zu Ofenerdiek konfirmiert. Der Tag war mit einiger Aufregung verbunden, denn mein Onkel der Bruder meiner Mutter, der uns zur Kapelle fahren sollte, kam nicht. Ein Taxi zu bestellen, kam nicht infrage. So wurden die 3 km bei frühlingshaftem warmen Wetter zu Fuß zurückgelegt. Auto- und Zimmerschlüssel hatte mein Onkel Klaus auf dem Weg zum Frühstück im eigenen Zimmer eingeschlossen. Schwitzend und wohl auch unchristlich leise fluchend, wurde unser Ziel erreicht. Die kleine Kapelle war bereits voll besetzt. So blieb für die Familie nur ein Stehplatz, während ich nach vorne in die erste Reihe bugsiert wurde. Pastor Tovote verlas die Konfirmationssprüche, die wir uns selbst ausgewählt hatten. Ich hatte mich sehr bewusst für Römer 3.28 entschieden. (Nach Luther) „So halten wir nun dafür, dass der Mensch gerecht werde, ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben. Ohne des Gesetzes Werke, das musste es sein“. Dieser Vers war mein Protest über einem juristisch geschulten und teilweise übermächtig erlebten Stiefvater und Peiniger. Die anschließend stattfindende Feier mit einem ersten halben Glas Weißwein verschwand völlig hinter einer Nebelwand undurchsichtiger Erinnerungen.

Ausgerechnet von diesem Tag gibt es keine Bilder, keine Fotos, nur die Urkunde. Die Erwachsenen feierten meine Konfirmation und ich fühlte mich wie so oft nutzlos und überflüssig an die Seite gedrängt. Einzig der alte Vierbeiner Airdel-Terrier Bonti war verlässlicher Partner in meinem Leben und freute sich zu den Rundgängen durch die Haßfurter Straße. Wir kamen dann immer an dem Eckhaus von Tante Rosin vorbei, die ihren Mann bei einem tragischen Verkehrsunfall verloren hatte und nun ihre drei Mädchen alleine großziehen musste und bei uns im Hause putzte.

So hatte ich ein mittelmäßiges Zeugnis im Gepäck, ein Stück Glaubensgeschichte, sicher viel unverdautes und diesen einen biblischen Juwel aus dem Römerbrief, von dem ich erst viel später erfuhr, was für eine große Bedeutung er in der Reformationsgeschichte gespielt hat. Immerhin wurde dieser Vers Auslöser für Martin Luthers Kirchenkritik und Grundstein für seine theologisch, reformatorischen Vorbehalte gegen Rom und dem katholischen Papsttum.

Das Merkbuch, ein Tagebuch der Arbeitswelt.

Ein total verkorkstes erstes Merkbuch musste noch einmal geschrieben werden. Nach den bisher vorgelegten Ergebnissen hieß es: So wird das nie was, mit dem Merkbuch. Deswegen wurde auf Abhilfe gesonnen und Hilfe organisiert. Da hat doch schon mal jemand ein Merkbuch geschrieben. Das ist noch gar nicht so lange her. So fing ich an, mein erlerntes Wissen erneut aufzuschreiben, indem ich Woche für Woche die Vorlage bearbeitete und dann möglichst sauber in Reinschrift in mein neues Merkbuch abschrieb. Die Schrift wurde dabei leserlicher, Klecks- und Strichvarianten wurden weniger. Überlängen wurden durch kunstvoll eingeklebte Klappentexte ergänzt. Der Spannungsbogen war so formuliert: Kurz ist die Zeit der Schule – lang die Schule des Lebens. Überschrift und Ausführungen sind Zeitzeugnisse in Reinform. Aus dem Hohenlied der ewigen Handwerkskunst wird, so Gott und der Meister will, mal ein brauchbarer Geselle.

So ist das Merkbuch des Lehrlings Michael Munzel ein Tagebuch der besonderen Art. Es zeigt das Umfeld und die Abläufe in der Berufswirklichkeit

der Maschinenwelt einer Molkerei. Mit ungelenkter Kinderschrift, Arbeitsabläufe und Arbeitsmittel beschrieben und umschrieben. Welche kleineren und größeren Dramen sich in dieser Arbeitswelt abspielen konnten, erläutern diese Texte nicht. Z.B. wenn 6000 Liter Rahm in den Gulli fließen, weil ein Mitarbeiter nach der Reinigung vergessen hatte, das Ventil einzusetzen und zu schließen. Zeitdruck und Entscheidungsstress waren an der Tagesordnung. Vor- und Nacharbeiten im Tiefkühlraum galt es ebenso zu leisten, wie die Arbeiten im Reifungskeller der Tilsiter Abteilung. Es ist eine Männergesellschaft mit weiblicher Verstärkung und dem Lied der Zeit:

Die Liebe ist ein seltsames Spiel, sie kommt und geht von einem zum anderen, sie nimmt uns alles und sie gibt uns viel zu viel. Liebe ist ein seltsames Spiel.

Die Berufserkenntnis breitet sich aus, wenn man seine Arbeit zügig verrichtet, umgangssprachlich einen Schlag reinhaut, hat man früher frei. Und um dieses Aufatmen, um dieses Heraustreten aus der V2A Stahl Umgebung der Molkerei, ging es doch jeden Tag. Dazwischen und daneben gibt es Gesprächsfetzen, Tischgespräche und kleine Vorträge. Z.B. die leuchtenden Erinnerungen der zu groß gewachsenen blonden Sekretärin, als sie vom Nürnberger Reichsparteitag berichtet. Und wenn sie erzählt, wie die Mädels aus dem GAU Nord-Nord-West auf dem riesigen Gelände des Reichsparteitages in Nürnberg ganz nach vorne befehligt wurden in die Nähe des Führers, dann leuchten ihre Augen noch immer. Zum Schluss wird der Gang der Ausbildung reflektiert, Arbeitsabläufe und Pausen inbegriffen. Die Fertigkeit, nach dem Takt der Maschine, jeweils vier Stücke Butter in einen Karton einzupassen, war reine Übungssache und gelang immer routinierter. Dass anschließend alle Maschinen gereinigt werden mussten, versteht sich von allein. Wie schwer es war, eine Verpackungsmaschine zu beherrschen, wenn die Butterpumpe angestellt war, habe ich einige Male leidvoll erfahren müssen. Da ich in allen Betriebsabteilung gearbeitet hatte, musste ich auch des Öfteren bei plötzlichen Erkrankungen oder sonstigen Ausfällen die Vertretung übernehmen.

Das Wiefelsteder Schützenfest oder meine Lebenswende

Das Wiefelsteder Schützenfest ist der festliche Höhepunkt des Jahres im Ort gewesen, sozusagen die fünfte Jahreszeit in Wiefelstede. Da kamen auswärtige Vereine und das Königsschießen wurde mit dem Antreten der Schützenmitglieder und dem Festumzug mit dem frisch gekürten König und

seinem Gefolge organisiert. Dreh- und Angelpunkt ist das große Festzelt flankiert von einigen Buden und einem Karussell. Das war die Ausgangslage, als ich mit meiner Freundin Anne Dörte S. verabredet war. Aber sie kam nicht. Und als sie endlich auftauchte, da hatte ein anderer meinen Platz an ihrer Seite eingenommen. Es war mein Arbeitskollege und Altgeselle Jochen Bohl. Vergessen waren alle Twist-Feten im Gemeindesaal und heimlichen Küsse. Ohne Gruß und ohne Blick fühlte ich mich abseviert. Na klar, da war der Abend für mich gelaufen. So trat ich traurig den Heimweg an, um dort angekommen festzustellen, dass der andere Kollege Damenbesuch hatte. Wohin? In meiner Verzweiflung und Verlassenheit lief ich zur St. Johannes Kirche hinüber.



Auf der Westseite des Glockenturms angekommen, schüttelte es mich ordentlich durch. Ich faltete die Hände und dankte Gott, dass er mir Schutz und Rast bot. Ich kam zur Ruhe an den starken Mauern von St. Johannes und plötzlich war ich mir ganz sicher, aus dem flüchtigen Gedanken der vergangenen Jahre kam jetzt der Entschluss. Wenn du jemals was anderes als Molkereifachmann machen möchtest, dann würdest du wohl gerne Pastor werden. Daraus wurde nun: Ich will es wagen, auch wenn dazu noch nicht einmal die einfachsten, schulischen Voraussetzungen gegeben waren. Ein Ziel am Horizont aufgetaucht, ich wollte die Ausfahrt wagen. Später als ich einmal wagte, davon zu erzählen, spottete das Gegenüber: „Ja, viele fühlen sich berufen, aber nur wenige sind auserwählt.“

Mir war das egal. Über Bielefeld, wo es eine Berufsaufbauschule in Tagesform gab, kam ich von meinem Eckfensterzimmer im Mitarbeiter-Trakt der Molkerei in die gediegene Atmosphäre eines Verlagshauses, in eine urgemütliche Dachkammer und hier fiel dann auch der schönste Satz meines damaligen Lebens, als ich mit der Nachricht eine Ehrenrunde nach Hause kam. Da wurde gesagt: „Michael, das macht doch nichts, dann bist du eben noch ein weiteres halbes Jahr bei uns.“ Dies wurde vom Hausherrn Carl-Wilhelm Busse ausgesprochen. Meine erste Pastorenstelle bekam ich in Metjendorf.

Eckard Klages

Aufbruch

Am 5.6.1961 lief im NDR der Film: „Meinbrexen - die dörfliche Idylle und ihre Kehrseite.“ Meinbrexen ist mein Geburtsort, 1961 war ich 12 Jahre alt. In dem Film bin ich zwei Mal kurz zu sehen. Leicht zu erkennen an meiner dunkelblau - weiß gestreiften Bommelmütze, die meine Oma aus einer aufgeribbelten Jacke neu gestrickt hatte. https://www.ndr.de/geschichte/ndr_retro/Meinbrexen-Die-doerflische-Idylle-und-ihre-Kehrseite,norddeutshegeschichten174.html

Lang durch das Dorf, neben der Kopfsteinpflasterstraße lief eine Bäche, die für Abwasser und für anderes zuständig war. Fließendes Wasser und Kanalisation gab es damals bei uns noch nicht. Die Plums Klos waren überall im Außenbereich zu finden und die Gruben wurden einmal im Jahr geleert. Der Feuerwehrtich mitten im Ort und alles Brauchwasser musste mit der Handpumpe aus der Erde geholt werden.



Unsere Wohnverhältnisse waren sehr beengt. In dem Haus, in dem ich geboren bin, lebten zu dem Zeitpunkt drei Familien. Vor allem Flüchtlinge. Nach der Schule war ich meistens unterwegs, irgendwo war immer was los. Und irgendwo gab es immer mal ein Stück Brot mit Butter und Marmelade. Nach dem Abendessen ging ich zu meiner Oma. Die lebte auf einem Bauernhof und hatte einen Platz, an dem ich schlafen konnte. Der Weg zur Schule war nicht weit. Pünktlich sein, war für mich trotzdem nicht so einfach. Die Schule

war eine typische zweiklassige Volksschule Klasse 1-4 und Klasse 5-8. Das 9. Schuljahr wurde erst 1963 eingeführt. Im Winter mussten wir die Schule heizen, im Sommer im Schulgarten arbeiten und manchmal auch im Pfarrgarten. Die Weidengerten für die Prügelstrafe holten wir im Herbst aus dem Wald. Im Sommer fand der Sportunterricht auf den Wiesen, den Feldwegen und auf dem kleinen Schulhof statt. Im Winter auf dem Saal im „Weißen Ross“. Mein Verhältnis zu den Lehrern war eher suboptimal. Meine Glanzzeiten hatte ich, wenn Studenten ins Landschulpraktikum kamen. Ich will nicht sagen, dass mich die Schule nicht interessiert hat, das war schon manchmal interessant. Geschichte, Musik, Lesen und Kopfrechnen waren so meine Stärken. Mündlich konnte ich immer etwas rausreißen, weil ich so belesen war. Mit der Hand schreiben – furchtbar. Mit rechts ein Bild tuschen – grauenhaft. Kopfrechnen konnte ich gut – die Zahlen fachgerecht in die Kästchen zu schreiben, das gelang mir eher selten. Ich durfte immer den Filmapparat bedienen, einfädeln und zurückspulen. Davon habe ich noch als Junglehrer profitiert.

Das 9. Schuljahr fand dann in der Mittelpunktschule Boffzen statt. Da wurde nicht mehr geprügelt. Dafür gab es Fächer wie Biologie und Physik. Sogar eine AG Englisch wurde eingerichtet. Jeden Morgen mit den Mädels und Jungs aus den Nachbargemeinden mit dem Schulbus durchs Weserbergland! Herrlich!

Das Wirtschaftswunder machte aber auch vor uns nicht halt. Die Wohnungsgröße verdoppelte sich, wir bekamen eine große Küche, die alte Küche wurde zum Badezimmer umgebaut (ca.6 qm). Wir bekamen einen Fernseher und ich meine erste Gitarre.



Mein erstes Lied war „Alles vorbei Tom Dooly“ von den Nilsen Brothers. Die Akkorde passten nicht immer zu den Liedern, die ich sang, aber ich ließ mich davon nicht abhalten, munter drauf loszuspielen. So gern ich auch die Rolling Stones hörte, meine Gitarre klang immer nach Lagerfeuer, Sehnsucht und deutschem Schlager.

Schon als Kind habe ich unglaublich viel gelesen. Ich las praktisch alles, was ich in die Finger bekam. Die „Heimat und Welt“ von meiner Oma, die komplette Jugendbücherbibliothek in unserer Schule und auch noch, mit Sondererlaubnis, einen großen Teil der Erwachsenenbibliothek. Als Lehrling, gut versorgt mit steuerneutraler Arbeit, begann ich mich regelmäßig in Buchläden herumzutreiben, ein Hobby, was sich bis heute gehalten hat. Schwimmen lernten wir in der Weser und der Kindergarten bestand aus der überlassenen Nissenhütte der englischen Soldaten. Das Wasser für das Vieh wurde entweder in der Regentonne aufgefangen oder mit dem Trageholz auf das Feld getragen. Nach dem Melken diente das Trageholz dazu, die Milch in Kannen wieder auf den Hof zu tragen. Mitten im Dorf steht das Schloss der Familie von Mansberg mit dem Freimauerpark drum herum. Willkommener, wenn auch verbotener, Spielplatz für uns Kinder. Aus einer Quelle kam das Trinkwasser für einige Familien und an einer Stelle, wurde die Wäsche klargespült. Dort trafen sich die Frauen an den Waschtagen. Die Wasserversorgung und die fehlende Kanalisation waren in vielen Dörfern noch weit verbreitet. Wer nicht in der Landwirtschaft oder im Handwerk arbeitete, fuhr zur Arbeit in die

nahegelegene „Herlag“, größter Arbeitgeber der Region. Zwei Kneipen, ein Bäcker mit Koloni

alwarenladen, ein Konsum, ein Schlachter und eine Genossenschaft. In diesem Umfeld bin ich aufgewachsen, mal mehr, mal weniger glücklich, mit vielen Erinnerungen an Kindheit und Jugend. Die große weite Welt lernte ich über die Bücher kennen.

Mit 14 war ich schon, für damalige Verhältnisse, sehr groß und sehr kräftig. Wir Konfirmanden waren eingeteilt, die Glocken, unter Leitung des Küsters, zu läuten und auch mal bei Beerdigungen und Hochzeiten mit auszuhelfen.

Neben der Arbeit in der Landwirtschaft, Rüben verziehen und Kartoffeln auflesen hatte ich meinen ersten festen Job. Ausrufer in unserem Dorf. Ich verfügte über eine laute und kräftige Stimme, konnte Texte gut erfassen und auch schwierigere Wörter aussprechen. Der letzte Ausrufer hatte sich aus gesundheitlichen Gründen zur Ruhe gesetzt. Also bimmelte ich mit meiner Glocke an allen markanten Punkten und rief mit lauter Stimme: „Der Gemeindedirektor hat bekanntzugeben ...!“

Weniger glücklich war ich vor allem in der Schule. Ich war ständiges Opfer der Prügelstrafe, die ja noch nicht verboten war, musste permanent Schönschreiben üben, obwohl es doch die Schule war, die mich gezwungen hatte, mit Rechts zu schreiben. Neben den eigenen Schlägen mussten wir fast täglich zusehen, wie Mitschüler verprügelt wurden und Mitschülerinnen Schläge auf den Rücken oder in die Hand bekamen. Im letzten Jahr war ich dann in Boffzen in der Mittelpunktschule. Langsam wurde es besser und es begann auch etwas Spaß zu machen. Musik war toll! Die Musiklehrerin ebenfalls. Nach der Schule begann ich eine Maurerlehre, engagierte mich in der Gewerkschaftsjugend, der Landjugend, in der Feuerwehr und im Spielmannszug. Einen gemeinsamen Urlaub mit der Familie hatten wir nie. Dafür fehlte immer das Geld, Urlaub war aber auch noch nicht so weit verbreitet. Mit meiner Oma war ich in den Ferien einige Male in Dortmund gewesen, in der Stadt, in der mein Opa Heinrich beerdigt war. Meinen ersten eigenständigen Urlaub verbrachte ich mit der Landjugendgruppe 1966 an der Ostsee.

Am 1. April 1965 lief ich mit einer Schubkarre durch Derental, auf der Suche nach einer Bogenschnur. Mit einer Drahtrolle und einer Kiste Bier kam ich zurück zur Baustelle.

Meine Lehrjahre auf dem Bau haben viel zu meiner Entwicklung beigetragen. Die Arbeit war, gerade im ersten Jahr, sehr kräftezehrend, dann wurde ich kräftiger und kräftiger. Es war sehr viel Hand- und Tragewerk zu erledigen. Die Kräne waren erst am Ende der 60er Jahre auf den kleinen und mittleren Baustellen zu sehen. Zementsäcke, Steine, Stahlträger wurden mit der Hand und auf dem Rücken an ihren Bestimmungsort befördert. Beton wurde von der Mischmaschine in die Karren gekippt und dann über manchmal abenteuerliche Bohlenwege auf die eingeschaltete Decke gefahren. Für die zweite Decke kam dann kurzzeitig ein Förderband. Anerkennung für Leistung, eigenes Geld verdienen und viel Arbeit in der Kolonne (heute sagt man Teamarbeit) haben mich schon sehr geprägt. Mitverantwortlich zu sein für die Baustellen, für die eigene Sicherheit und die der Kollegen, mit viel rustikalem Humor, und viel gegenseitiger Unterstützung. Ich bin bis heute dankbar, dass ich auf dem Bau sein durfte, statt in einem Gymnasium der 60er Jahre. Zu meinen Arbeiten gehörte ein längerer Einsatz im firmeneigenen Steinbruch und eine vorübergehende Tätigkeit als Friedhofsgräber. Durch die vielen Umbauten und Ausbesserungsarbeiten habe ich Land und Leute kennengelernt.

Früh wurde ich, auch durch väterliche Prägung, Mitglied und Jugendfunktionär der Gewerkschaftsjugend. Von da an war ich viel unterwegs. Konferenzen, Gewerkschaftstage, Jugendtreffen, Seminare. Ich schrie schon hier, wenn die Frage, wer nimmt teil, noch gar nicht wirklich ausformuliert war. Dadurch lernte ich Deutschland kennen, Hamburg, Berlin, Köln, Frankfurt. In Berlin schlug ich meinen Kumpels mal vor, zum Brandenburger Tor zu laufen. Am nächsten Tag erfuhr ich, dass das von unserem Hotel noch 25 Kilometer entfernt war. Für mich, der häufig zu Fuß von einem Dorf in das nächste unterwegs war, unvorstellbar. Die Gewerkschaftsjugendgruppen hatten eigene Fußballmannschaften und spielten auch gegeneinander. (stehend 1. von links)



Einmal in der Woche musste ich zur Berufsschule. Vier Maurerlehrlinge aus Lauenförde – morgens mit dem Schienenbus nach Uslar. In der Nähe vom Bahnhof gab es einen Kiosk mit Fassbierausschank. Die Kioskbesitzerin hatte unsere Gläser schon bereitgestellt, sie wusste, dass wir nicht so sehr viel Zeit hatten. Die Ausrede, der Zug hatte Verspätung, durfte nur in Notfällen verwendet werden.

Auch an den Wochenenden floss das Bier reichlich. Jedes Dorf feierte seine Feste im Sommer und die Bälle im Winter. Da ging es immer zur Sache. Die Kriegsgeneration holte die verlorene Jugend nach und wir feierten und tranken mit ihnen. Die Jahre waren geprägt durch Arbeit und Feiern.

Die Menschen bauten sich ihre Eigenheime überwiegend in Eigenarbeit mit Nachbarschaftshilfe. Nach der eigentlichen Arbeit ging das noch einmal richtig los. Ein Haus kostete damals so etwa 15.000€. Dafür bekommt man heute ein Carport.

Mit der Zeit verlor ich das ängstliche Gefühl, wenn ich durch eine Stadt lief. 1968 in Berlin bekam ich Kontakt zur studentischen Szene. Da Berlin weit weg war, fuhr ich in der Folgezeit häufig am Wochenende nach Göttingen. Ich kannte dort Leute, die im SDS und in der AGL (Aktionsgemeinschaft Göttinger

Lehrlinge) organisiert waren. Eine furchtbar chaotische, aber sehr sympathische Gruppe. Sonntags fuhr ich wieder nach Hause, am darauffolgenden Tag ging ich wieder zur Arbeit auf den Bau. Ich habe das Leben auf dem Dorf sehr geliebt. Ich hatte viele Freunde und tolle Arbeitskollegen, von denen ich menschlich und handwerklich viel gelernt habe.



Weihnachtsfeier der Gewerkschaftsjugend 1965

Meine ersten drei Freundinnen hießen Bärbel ... drei Mal verliebt, drei Mal Liebeskummer.

Inzwischen hatten wir fließendes Wasser, ein Badezimmer und ein Klo mit Wasserspülung. Manchmal bedauerte ich es, wenn ich nicht jedes Dorffest im Umkreis mitnehmen konnte. Bestimmt galt ich bei einigen auch schon als komischer Vogel. Ich war allerdings nicht der einzige Jugendliche, der lange Haare und Schlaghosen trug. Auch andere liebten die Rolling Stones! Trotzdem zog es mich immer wieder in die Stadt. In Göttingen abends in den Studentenkneipen, wilde Tanzorgien im True, und immer wieder Veranstaltungen und Seminare. Ich wohnte dort immer irgendwo und bekam schnell Kontakt zu einigen Wohngemeinschaften oder Kommunen wie man damals sagte.

Ich sog das alles auf wie ein Schwamm. Freitagmorgen auf dem Bau – Freitagabend eine Diskussion über den langen Arm des Faschismus in den 60er Jahren. Und dann wildes Gegröle nach Ton Scheibe Scherben. Und zwischendurch meine ehrenamtliche Arbeit in den Gewerkschaften, in denen ich vielleicht mal als Funktionär arbeiten wollte.

Ich begann mich mit dem Gedanken auseinanderzusetzen, ganz nach Göttingen zu ziehen. Ein „Genosse“ bekam eine zeitlich begrenzte Stelle in einem Studentendorf und ich bekam die Chance, für diese Zeit in seine Wohnung zu ziehen. Ein Zimmer, Küchenecke, Waschbecken und Klo auf dem Flur. Bestes Kneipenviertel und nur ein kurzer Weg bis zum Gänseliesel.

Damals gab es noch Schlechtwetterzeit auf dem Bau und ich hatte 4 Monate Zeit, mit Erlaubnis meines Chefs, mich sesshaft zu machen. Zum 1.4.1970 zog ich endgültig nach Göttingen. In meinem Kopf reifte so langsam der Plan, doch eher nicht in der Gewerkschaft zu arbeiten, sondern lieber zu studieren und Lehrer zu werden, so wie die, mit denen ich täglich zusammen war.

Nachtrag: Apropos Ton Steine Scherben: Über 50 Jahre später tourte Jan Plewka mit den Liedern von Rio Reiser durch das Land. Ich habe das Konzert in der Kulturetage erlebt. Im Publikum ergraute Lehrer, glatzköpfige Rechtsanwälte, und gutsituierte Mediziner, schon vor einigen Jahrzehnten angekommen in der demokratischen Mitte der Gesellschaft. ... Bei „Keine Macht für niemand“ quälten wir uns, nach Aufforderung von Jan P. aus den Sitzen und reckten die Faust in die Höhe. Ich musste so über die kuriose Situation lachen, dass ich mich schließlich wieder hinsetzen musste. Die Lachtränen rieselten nur so meine Wangen hinunter.

Dieter Lüdken

Wie ich die 60er Jahre erlebt habe

Für mich, der ich 1937 geboren wurde, und den 2. Weltkrieg zum großen Teil noch erleben musste, war dieses Weltereignis prägend und verfolgt mich bis heute.

Als Halbflüchtling bin ich im März 1945 nach Neuenkrüge gekommen, Halbflüchtling deshalb, weil wir das Glück hatten bei meinen Großeltern zu wohnen. Wir, das war meine Mutter und ich, mein Vater befand sich 1945 in amerikanischer Gefangenschaft, obwohl er 1944 bei der Invasion in der Normandie durch englische Truppen gefangen genommen wurde. Wir erfuhren erst gegen Ende des Jahres 1944 über das Schweizer Rote Kreuz dass er die Gefangennahme lebend überstanden hatte und sich in Amerikanischer Gefangenschaft befand. Er wurde 1946 von den Amerikanern entlassen, musste aber noch 2 Jahre in England einsitzen, bis er dann nach Hause entlassen wurde.

In Neuenkrüge lebten wir bei meinen Großeltern unter sehr beengten Verhältnissen. In dem kleinen Haus wohnten noch 2 weitere Flüchtlingsfamilien und das ohne fließendes Wasser, ohne Bad. Das WC wurde mit Torf in Öfen beheizt. Die Volksschule in Neuenkrüge beendete ich im März 1952 und machte eine Lehre zum Elektroinstallateur. Ende der 50er Jahre bekam mein Vater erstmals eine vernünftige Arbeit, er hatte nach seiner Gefangenschaft sein Leben mühsam mit vielen Hilfsarbeiterjobs fristen müssen, da er keine abgeschlossene Berufsausbildung hatte und als 26-jähriger 1938 zur Wehrmacht eingezogen wurde. Nach dem Krieg sah es zunächst sehr schlecht aus einen Job zu bekommen. Arbeit gab es nur wenig und vieles lag ja immer noch in Trümmern. Ebenso war es schwierig eine Lehrstelle zu bekommen. Es gab zwar sehr viele Bewerber aber nur wenige Stellen. Die wenigen Lehrstellen sollten zunächst auch den jungen ehemaligen Soldaten der Wehrmacht überlassen werden, die jetzt noch aus der, vornehmlich russischen Gefangenschaft, entlassen wurden, auch meine Lehrstelle sollte ich wieder abgeben zugunsten der ehemaligen Soldaten, so das Arbeitsamt in Oldenburg. Aber mein Meister hat mir die Stelle gegeben. In der Berufsschule hatten wir einige ältere Schüler, die den Krieg noch aktiv miterlebt hatten. Die Zeiten waren hart, aber es ging immer ein wenig aufwärts, verdient wurde wenig, als

Lehrling fast gar nichts. Im ersten Lehrjahr gab es 25 DM im Monat im 2. Lehrjahr 35 DM und im 3. Lehrjahr 45 DM. Als Geselle bekam man dann so viel in der Woche, wie man als Lehrling im Monat bekommen hatte. Die täglich gebrauchten Werkzeuge musste man selbst stellen, oder sie wurden einem zunächst ausgehändigt, dann aber mit dem Lehrlingslohn verrechnet. Ebenso die Arbeitskleidung samt Schuhen und Gummistiefeln und ein gebrauchsfähiges Fahrrad war selbstverständlich auch mitzubringen. Das Fahrrad war ein wesentliches Transportmittel, auch für den Betrieb, welches der Lehrling und auch der Geselle zu stellen hatte und unterhalten musste. In meiner Firma gab es bei meinem Einstieg kein Auto, es wurde alles mit dem Rad erledigt, oder mit dem Handwagen. Ich will mich aber nicht beklagen, mein Meister war ein guter Mensch und guter Lehrmeister. In dem Betrieb wurden Lehrlinge nicht mehr geschlagen, wenn etwas schiefgegangen war, es wurde einem gezeigt, wie man es richtigmacht, und damit war es gut, doch das war nicht überall so. Selbst in der Berufsschule gab es noch Lehrer die handgreiflich wurden. In meiner Klasse hat ein Schüler, der schon etwas älter war, einem Lehrer, der ihn tätlich angreifen wollte, vor versammelter Klasse gesagt, den ersten Schlag machen Sie und dann komm ich, - es kam zu keiner tätlichen Auseinandersetzung. Die Verhältnisse waren in anderen Betrieben ebenso. Nach Beendigung meiner Lehre war ich noch ein halbes Jahr in der Firma tätig, und bewarb mich dann bei der AEG als Monteur für Industrieanlagen. Das Wirtschaftswunder nahm Fahrt auf und Arbeitskräfte wurden gesucht. Dort, in der Industrie, herrschten schon ganz andere Verhältnisse, was sich sofort im Portemonnaie bemerkbar machte. Auch gab es dort Sozialleistungen, von denen ich noch nie etwas gehört hatte, wie Weihnachtsgeld, Zuschläge für Überstunden, Auslösung bei auswärtiger Arbeit und noch andere Dinge, günstiger Einkauf für Geräte, die im Konzern hergestellt wurden und vieles mehr. Das Weihnachtsgeld, welches jedes Jahr als freiwillige Zulage des Betriebes auf dem Lohnzettel vermerkt wurde, die jederzeit widerrufen werden konnte, wurde im ersten Jahr nach der Anzahl der gearbeiteten Monate errechnet. Ich bekam, da ich im Oktober angefangen hatte, nur dreizwölftel, aber es reichte für einen neuen Anzug.

Es herrschten harte Bedingungen auf den Baustellen, 10 bis 12 Stunden musste oft gearbeitet werden, da auch damals die Termine schon sehr eng gesetzt waren, aber man wurde gerecht bezahlt. Durch viel Arbeit war ich in der Lage mir bald ein eigenes Kraftfahrzeug anzuschaffen, zunächst ein Moped und dann einen Motorroller. Es wurde ein Heinkel-Tourist, damals der Mercedes unter den Rollern. Viele Firmen, die im Krieg Flugzeuge gebaut hatten, stiegen nun

auf den Bau von Fahrzeugen für den zivilen Markt um, so profitierten sie von dem steigenden Wohlstand. Es gab sehr viele, teils recht merkwürdige Konstruktionen, die sich mehr oder weniger lange im Straßenbild zeigten. An ein Auto habe ich damals keinen Gedanken verschwendet, allen Kollegen ging es ähnlich. Zu auswärtigen Baustellen fuhr man mit der Bahn und musste sich in dem Ort zunächst eine Unterkunft besorgen. Ich hatte z.B. in Emden mal ein Zimmer, welches der Tochter des Hauses gehörte, die in Göttingen studierte und sonnabends gelegentlich nach Hause kam, dann musste ich verschwinden. Durch die beengten Verhältnisse in meinem Elternhaus war schon früh mein Ziel ein eigenes Haus zu besitzen, jede mögliche Mark wurde in einen Bausparvertrag investiert.



1960 konnte ich in Metjendorf einen Bauplatz erwerben und bin dann 1962 mit dem Hausbau angefangen. Als ich bei meiner Firma um ein Darlehen für den Hausbau nachfragte, wurde mir gesagt, für so was gibt es kein Geld, kauf dir ein Auto, das ist möglich. Ende 1962 habe ich geheiratet, und wie es damals oft üblich war, wurde im März 1963 meine 1. Tochter geboren. Am 13. März 1963 bezogen wir samt Tochter, die direkt aus der Klinik kam, unser neues Haus in Metjendorf. In den 60er Jahren ging es eigentlich richtig bergauf, die Löhne stiegen ständig und die tägliche Arbeitszeit wurde herabgesetzt, das führte aber nicht zu weniger Arbeitsstunden in der Woche, sondern nur zu mehr Überstunden. Gegen Ende der 60er Jahre konnte man auch schon mal an Urlaub im Ausland denken. Spanien war eines unserer 1. Ziele. Ein Freund nahm uns in seinem Auto mit an die Costa-Brava natürlich als Campingurlauber mit einem neuen Zelt. Wir verlebten dort einen sehr schönen Urlaub. Am 01. Januar 1968 wurde die Mehrwertsteuer eingeführt, dies führte zunächst zu viel Ärger, sie musste immer extra ausgerechnet werden und erschien dann als Extraposten unter der Rechnung, wie heute immer noch, zunächst war der Satz 10 %, das war ja relativ einfach auszurechnen, Hilfsmittel, wie Taschenrechner gab es noch nicht, die wurden erst viel später erfunden, man rechnete noch im Kopf oder mit dem Rechenschieber. Abgesehen von einigen wenigen Urlauben, war man immer vor Ort, man hatte an seinem Haus und dem Garten genug zu tun, die Freizeit verbrachte man in der näheren Umgebung oder man half Kollegen und Bekannten beim Bau ihrer Häuser, Schwarzarbeit nennt man das heute.

Ende der 50er Jahre wurde in Deutschland das Fernsehen eingeführt, es kam langsam von Süden nach Norden und hatte zunächst eine schlechte Bild- und Tonqualität. Die Fernsehgeräte waren zunächst sehr teuer und für viele Menschen unerschwinglich. Aber die Gastwirte sahen auch hier ein Geschäft und stellten in ihren Clubzimmern Geräte auf und kassierten teilweise Eintrittsgeld oder sie hatten gleich einen Münzautomaten vorgeschaltet den die Gäste füttern mussten. Das war sehr umständlich. Denn, wenn mitten in einem spannenden Krimi das Geld alle war, war der Fernseher aus und bis nach Einwurf neuer Münzen das Bild wieder da war, war der Film ja schon ein ganzes Stück weitergelaufen, im schlimmsten Fall war der Mord schon passiert und man hatte nichts gesehen. Francis Durbridge, „Das Halstuch“ und andere Krimis waren sogenannte Straßenfeger, während die Filme liefen, waren die Straßen leergefegt. Schlager und Tanzmusik aus dem Radio, das war die Unterhaltung

für die Menschen. UKW, das war die große Neuheit, endlich konnte man Musik mit weniger Störungen aus der Atmosphäre empfangen. Im Fachhandel konnte man kleine Heftchen kaufen, in denen die Texte der neuen Schlager aufgeführt waren. Sprachliche Probleme gab es nicht, die meisten und bekanntesten Schlager waren in deutscher Sprache geschrieben. Im Oktober 1958 kam Elvis Presley der „King of Rock“ als Soldat nach Deutschland und mit ihm und einigen anderen Weltstars änderte sich auch der Musikgeschmack in Deutschland. Die englische Sprache hielt Einzug in das Musikgeschehen.

Internationale Ereignisse konnte man sich im Kino ansehen, Kinos gab es in der Hochzeit mehr als 10 in Oldenburg, außerdem gab es noch Wanderkinos, die in die Dörfer kamen, im Vorspann liefen Wochenschauen von verschiedenen Firmen, „Fox tönende Wochenschau“ und „Blick in die Welt“ waren die wohl bekanntesten Verbreiter internationaler Ereignisse. Die Filme, die diese Firmen als Neuestes vom Neuen zeigten waren zum Teil schon mehr als 2 Wochen alt.

Auch in den Häusern traten im privaten Bereich gewaltige Fortschritte ein, die ersten Waschvollautomaten kamen auf den Markt, Kühlschränke gehörten bald zum Standard in einem Haushalt, Geschirrspüler und diverse kleine Helfer im Haushalt erleichterten in erster Linie das Leben für die Hausfrauen.

Es muss Weihnachten 1962 gewesen sein. Seit dem 1. August 1962 war ich Mitglied im SVE Wiefelstede und Fußball war meine ganze Leidenschaft. Eigentlich kein Wunder, wohnte ich doch in der Kirchstraße 15, meinem Geburtshaus und damit vielleicht 300 Meter vom damaligen Fußballplatz entfernt (Reste davon werden noch heute als Schulhof oder Bolzplatz genutzt).

In Wiefelstede wurde nach und nach eine Jugendfußballabteilung aufgebaut und wir spielten in der C-Jugend, also der Altersklasse zwischen zehn und zwölf Jahren.

Wer ein wenig nachrechnet, bemerkt, dass ich 1962 sieben Jahre alt war (Jahrgang 1955) und eigentlich noch in der E-Jugend hätte spielen können. Egal, es ging halt nicht anders und klappte doch. Also, Weihnachten 1962 standen Fußballschuhe ganz oben und ausschließlich auf meinem Wunschzettel.

Und der Wunsch wurde erfüllt, es gab die ersten Fußballschuhe der Marke Möbus. Sie sahen so aus, wie oben auf dem Bild zu sehen.

Anders als heutige Fußballschuhe waren diese aus einigermaßen derbem Leder und hatten zum Schutz vor Verletzungen eine Stahlkappe in der Schuhspitze (ähnlich, wie heutige Sicherheitsschuhe).

Schraubstollen gab es seit 1954, waren aber vergleichsweise teuer und damit keine Option für meine Eltern.

Die Schuhe von Möbus hatten Lederstollen, die aus Plättchen hergestellt waren und sechs davon waren unter jeden Schuh genagelt.

Diese Art der Befestigung führte nach und nach zu einem Abrieb des Leders und die Nägel schauten ein wenig heraus. Gefährlich für die Gegenspieler und heute undenkbar.

Für mich waren es die besten Fußballschuhe der Welt. Sie auszuprobieren duldete keinen Aufschub und schon am ersten Weihnachtstag war es soweit.

Es lag Schnee auf dem Platz und ich war nicht der einzige Junge aus der Umgebung, der Fußballschuhe geschenkt bekommen hatte oder schon welche besaß.

Schnell wurde die Kirchstraße und *umzu* abgelaufen und man traf sich auf dem Sportplatz bei der alten Schule.

Der Schnee wurde platt getreten und es konnte losgehen. Bis zur Mittagspause musste niemand zurück ins Elternhaus und es wurde ein sportlicher Vormittag, der mir seitdem im Gedächtnis geblieben ist.



Schooltied

Dieter Buschmann

De 60er Johren könt eene grode Öwerschrift kriegen: Schooltied! Nu sünd wi nich blos na de School wäsen. Freetied wer ok ümmer dor. Mit miene beiden Bröers un de annern Schoolkameraden hebb ik uk vääł belewt. Man, ik wull nu gern öwer miene Schooltied vertellen. In`n Hus up de Buree mit hölpen, dat wer uk klor. Inne Landwirtschaft gew dat ümmer Arbeit.

Ik bün 1958 na de School henkamen. Jeden Dag to Foot dorhen. Na, ja, dat wern man blos 400 m. Ik kunn de erste Tied kien Wort hochdüütsch. Bi us in`n Hus wor blos platt snackt. Ower komischerwies hebb ik dor kien Problem mit hat. In Bokel harr`n wi 2 Klassen un 8 Schooljohre. Man mött sik dat moll vörstell`n. Veer verschiedene Johre in eenen Ruum to glieke Tied unnerrichten. Use Schoolmesters Herr Strauß un Herr Vogelsang harr`n dat good in`n Griff. Na, ja, meistens jedenfalls. Wi at Kinner harr`n ower uk Respekt för de Lehrers. Meis eenmal de Week ging dat na buten. Entweder na den Mansholter Busch, in de Bokeler Borg oder in den Schoolgorden. Dor harr`n wi Kinner (jedenfalls de höheren Johrgänge) een Beet un mösen dat beplanten un plegen. Dat wer uk Unnerricht.

In`n Winter 62 (ik wer in`t 4. Schooljohr) keem mien Lehrer Egon Strauß bi us na Hus. Ik wuss genau wat he wull. He wull miene Öllern öwertügen, at ik na de Mittelschool na Rastede gohn schull. Ower ik wull dor partu nich hen. Dor wer`n denn blos neé un fremde Kinner, un Ras wer ok so wiet weg. Miene Öllern leeten sik nich öwerreden. Wenn ik dat nich wull, denn schull ik ok nich. Vandagen möt ik seggen, dat wer verkehrt. Ik bün denn fein wieter na Bokel hengahn, un lehrt hebb ik dor uk allerhand. Man, denn keem up eenmal rut, at wi 9 Johr na de School mösen; und dat letzte Johr wer in Wiefelstä . Och du Schande, alles fremde Kinner un fremde Lehrer. Man ik meen, ik bün dor doch good mit klor komen. Gung also doch. Sport wer in de groode Turnhalle (kenn`n wi jo gor nich); to`n Warkunnerrich gung dat mit den Bus na Metjendörp. Al 14 Dag bi Fro Sosath. Eene Fro för denn Warkunnerrich, dat wer jo wat. Hett ok noch Spoß makt.

Eene „groode“ Tour hebbt wi uk makt. Eene Week na Braunlage in den Harz to`n Schieföhrn. Leider har`n wi blos de ersten Dag Schnee. Wer trotzdem good. Mit de Bokeler Klasse sünd wi ok mol eene Week na Clausthal-Zellerfeld wäsen. Tosomen mit eene Gristeder Klasse. Denn dorför geew dat Gelder von den Landkreis oder dat Land Neddersassen.

Ower tosommen mit eene fremde Klasse; dat hett mi nich so good gefull'n. De Gristeder möt mi nich bös wäsen.

In't 9. Schooljohr keem denn natürlich de Frage: „Wat wullt du denn moll at Beruf maken?“ In'ne School kemen denn sogenannte „Berufsberater“. Bi mi wer dat klor. Ik wer Buur. Wi har'n jo to Hus eene Buree un ik wer de öllste Jung. Dor gung dat sienen Gang. Ik glöw nich, at man mi fragt hett. Ik glöw ower ok nich, at ik wat anners wull. Ik kann mi noch good entsinnen, in de Ünnerklass in Bokel mösen wi Gedichte utwendig lernn. Ik har een Gedicht öwer den Buur: „ Mien Vadder, jo, dat is woll Buur, un Buur wüll ik ok wer'n, man hett denn öwerlangs woll stuur, man, arbeiten do ik geern“. Un so wieter!

So gung dat Schoolleben denn mit de Berufsschool wieter. Ers annerhalv Johr na Ras up'n Voßbarg un denn na Rostrup. Un denn noch achteran na de Landwirtschaftsschool in Ollnborg. Denn wert ower ok good. Nu, achteran in mien hohet Öller, kann ik seggen: De Schooltied wern schöne Johre , un ik much se nich missen.



Jan-Dieter Buschmann bei der Ernte mit dem »Selbstbinder«, 1967/68.

Bild: privat

An Brandorff's See

Heinz-Otto Rabe

Oft denke ich an die schönen Zeiten zurück, die wir in dem Blockhaus an der Brandorffschen Kiesgrube in Mollberg verbracht haben. Im Sommer wurde gebadet und Boot gefahren, im Winter war Schlittschuhlaufen und Aufwärmen vor dem Kamin angesagt. Einmal in der Woche fand ein Gruppenabend statt und in jedem Jahr an Pfingsten ein Zeltlager. Pfingsten 1962 war die erste Konfirmandenfreizeit mit Zeltlager in Mollberg. Die Jahre davor ist Pastor A.W. Schmidt auch an Pfingsten mit den Konfirmanden zu den Alhorer Fischteichen gefahren. Wir Wiefelsteder Jugendlichen hatten das große Glück, dass die Kirchengemeinde Wiefelstede die Parzelle J 2 von Herrn Brandorff gepachtet hatte und wir dort zelten konnten. Im Juni 1966 ist mit Geldern der Kirchengemeinde, der Gemeinde Wiefelstede und des Landkreises Ammerland ein Blockhaus errichtet worden.

Wir Jugendlichen haben dort viele Stunden unserer Freizeit verbracht. Bis 1972 hatten wir ein gutes Verhältnis zu den Mollberger Nachbarn. Die Kinder/Jugendlichen der anderen Pächter kamen oft zu uns in die Hütte. Ich kann mich noch gut an Jochen Schepker, Rolf Hartmann, Tillmann Rieken u.v.a. erinnern. Das Verhältnis verschlechterte sich, als das Nachbarhaus verkauft wurde und Familie Meyer aus Bremen es übernommen hatte. Der Sohn von Familie Meyer war auch oft und gerne bei uns in der Hütte. Er erzählte seinen Eltern „was da so los war“. Die Pächter Meyer, Hahn und Raves haben dann böse Briefe an Herrn Brandorff, an die Kirchengemeinde Wiefelstede und an

den Oberkirchenrat geschrieben. Da sie Herrn Brandorff mit Konsequenzen drohten, hat er Überlegungen angestellt, wie er uns Jugendlichen loswerden könnte. Das Zelten wurde uns daraufhin verboten u.v.m.! Das Pfingstzeltlager 1973 haben dann H.-G. Eilers, Doris Raapke, und ich im Naturbad Hahn durchgeführt. Gleichzeitig wurde ein Zeltlager auf dem Kirchengrundstück in Hollen für uns organisiert. 30 Jugendliche in Hahn und 20 Jugendliche in Hollen. Pastor A.W. Schmidt hat immer zu uns Jugendlichen gehalten und die Briefe für uns positiv beantwortet. Herrn Brandorffs einzige Möglichkeit uns Jugendliche loszuwerden, war, das Grundstück J 2 zu verkaufen. Das Grundstück wurde am 14.12.1973 an eine Frau Schmidt aus Oldenburg verkauft und der Pachtvertrag mit der Kirchengemeinde zum 31.06.1974 gekündigt. Das Grundstück musste „besenrein“ verlassen werden. Daraufhin hatte die Kirchengemeinde, das Blockhaus fachgerecht abgebaut und in Hollen wieder aufgebaut. Für diese Aktion hatte die Kirchengemeinde eine Sondergenehmigung des Landkreises Ammerland. Leider wird diese Hütte kaum genutzt und sie verfällt. Seit Frühjahr 2022 haben sich die Pfadfinder aus Jaderberg der Hütte angenommen und wollen sie renovieren.



Im Allgemeinen heißt es ja häufig, dass sich ältere Menschen besser an frühere Zeiten erinnern als an das, was gerade erst kürzlich geschehen ist.

Wenn man allerdings als über 80-Jähriger plötzlich gefragt wird, welche besonderen Ereignisse oder markanten Erlebnisse in einem seiner ersten Lebensjahrzehnte ihm wieder vor die inneren Augen treten, dann bedarf es doch wohl einer geraumen Zeit des Nachdenkens und In-sich-Gehens.

Nach und nach stellen sich dann aber zahlreiche Stichworte zu Begebenheiten ein, die sein Leben in den 1960-Jahren geprägt haben und gleichzeitig auch wohl ein wenig Zeitgeschichte darstellen.

Die Vorgeschichte

Als Kriegskind im Jahr 1941 in Oldenburg geboren, stellen sich insbesondere zahlreiche bleibende Erinnerungen an die ersten Nachkriegsjahre ein mit ihren Entbehrungen und Mängeln, mit der vierjährigen Schulzeit in der Volksschule an der Brüderstraße, mit den Kontakten zu den englischen Besatzungssoldaten, aber auch an die Wiederauferstehung des gesellschaftlichen Lebens, die dann alsbald in die Zeit des Wirtschaftswunders mündete.

Ein ziemlicher Einschnitt im Leben des damals 10-Jährigen war der Wohnungswechsel der Familie von dem innerstädtischen Haarenesch-Viertel zum ländlich geprägten Oldenburger Stadtteil Ohmstede im Februar 1951. Verlängerte sich dadurch doch der Schulweg zur damaligen Mittelschule Margaretenstraße, deren Besuch ab April des Jahres vorgesehen war, von etwa 500 Metern auf rund 6 Kilometer. Hinzu kam, dass die nördlichen Stadtteile Ohmstede, Bornhorst und Etzhorn zu der Zeit noch nicht an das „Pekol-Netz“ angebunden waren. So hieß es anfänglich morgens, den ersten Teil des Schulweges auf Vaters Fahrrad-Gepäckträger zurückzulegen, um dann in Nadorst in den „Trollibus“ einzusteigen und bis zum Pferdemarkt zu fahren.

Einblendung

Mal sehen, wofür es gut ist

Der Wohnortwechsel sollte sich einige Jahrzehnte später übrigens doch noch als Glücksfall erweisen. Auf den überwiegend landwirtschaftlichen Anwesen in Ohmstede wurde seinerzeit überwiegend Plattdeutsch gesprochen, was aber auch die Eltern noch gut beherrschten. Obwohl mit den Kindern „natürlich“ Hochdeutsch als Umgangssprache gepflegt wurde, hatte sich bei mir das Plattdeutsche doch wohl tief eingepägt. In meiner späteren Zeit als plattdeutscher Autor kamen mir – oft zu meiner eigenen Verwunderung – plattdeutsche Ausdrücke wieder in den Sinn, bei denen ich erst einmal in einem Wörterbuch nachgesehen habe, ob es die wirklich gibt.

Der „Ernst des Lebens“ wartet schon

Mit dem Abschluss der Schulzeit begann naturgemäß die berufliche Orientierung. Dabei war es Ende der 1950er-Jahre durchaus keine Selbstverständlichkeit, eine Ausbildung im Öffentlichen Dienst beginnen zu können, denn das entsprechende Angebot hielt sich noch sehr in Grenzen. Bei 120 Bewerbern einer von den 20 zu sein, die in dieser Region bei der damaligen Deutschen Bundespost eingestellt wurden, löste schon Freude und eine gewisse Zufriedenheit aus. Zumal man bereits vom ersten Tag an in ein Beamtenverhältnis übernommen wurde.



Damit war es natürlich auch vorbei mit dem überschaubaren Leben während der Kinder- und der Jugendzeit in ja recht dörflicher Umgebung.

Während das erste Ausbildungsjahr in den verschiedenen Bereichen des Postamts Oldenburg absolviert wurde, fand die weitere Einweisung in die „Geheimnisse“ des Postwesens im zweiten Jahr an einem anderen Poststandort statt. Für mich hatte man zunächst Cloppenburg vorgesehen, aber dann doch gemerkt, dass es für einen evangelisch Getauften wohl nicht so angebracht erschien, ihn an ein vorwiegend katholisch geprägtes Postamt zu versetzen. So wurde ersatzweise Rotenburg (Wümme) auserkoren, das seinerzeit noch Rotenburg (Hannover) hieß.

Geleitet wurde das dortige Postamt von einem bereits im Dienst ergrauten Beamten der gehobenen Laufbahn.

Natürlich stellte er für einen jungen Berufsanfänger eine Respektsperson dar, und zumindest am Anfang war es selbstverständlich, ihn mit „Herr Amtmann“ anzusprechen.

Die wohnliche Unterbringung konnte bei einer Privat-Vermieterin schnell geregelt werden. Das an eine Garage angebaute Zimmer war durchaus angemessen eingerichtet, verfügte aber nicht über einen Wasseranschluss und musste mit einem Ofen beheizt werden. Das jedoch war nicht so sehr „mein Ding“, sodass bei Frostwetter das Wasser in der Waschschüssel nicht selten mit einer Eisschicht bedeckt war.

Aber es gab für alles Lösungen, sodass die Zeit in Rotenburg noch lange in guter Erinnerung blieb.

Die theoretischen Unterweisungen während der Ausbildung fanden überwiegend an den Postschulen in Bremen und Quakenbrück statt.

Einblendung

Ein Weltstar in der Weser-Ems-Halle

Auch wenn es ein Ereignis war, dass sich noch im letzten Jahr der 1950er-Jahre abspielte, so kennzeichnet auch das die damalige Situation. Am 09. Februar 1959 gastierte der weltbekannte Jazz-Musiker Louis Armstrong aus Amerika in der Oldenburger Weser-Ems-Halle. Die ursprünglich als Viehauktionshalle geplante und 1955 im ersten Bauabschnitt fertiggestellte Halle hatte sich auch bald als willkommener Veranstaltungsort für Kongresse, Sportereignisse und Konzerte angeboten. Dass aber ein bekannter Weltstar der Jazz-Musik auf seiner Europa-Tournee auch den Weg nach Oldenburg fand, war schon etwas Außergewöhnliches.



Verglichen mit heutigen Verhältnissen, wo die aktuellen Größen der Musikszene fast nur noch in großen Stadien vor zig-tausenden Besuchern und bei teilweise horrenden Eintrittspreisen gastieren, war der Auftritt von Louis Armstrong in der „kleinen“ Weser-Ems-Halle im beschaulichen Oldenburg wirklich etwas ganz Besonderes.

Für einen begeisterten Anhänger der Oldtime-Jazzmusik war es damals natürlich eine Selbstverständlichkeit, das Konzert zu besuchen. Wobei der Eintrittspreis von 15 DM für damalige Verhältnisse und insbesondere für einen Auszubildenden durchaus eine kleine Herausforderung darstellte. Aber Louis Armstrong mit seinem unvergleichlichen Auftritt „live“ auf der Bühne zu erleben, hinterließ schon einige sehr nachhaltige Eindrücke. Unbeschreiblich aber das Gefühl, bei der Gelegenheit eine Autogrammkarte mit seiner Original-Unterschrift zu bekommen, die selbstverständlich bis heute als „kleiner Schatz“ sorgsam verwahrt wird.

Damals gab es noch viele Postämter

Nach der Rückkehr von Rotenburg ins vertraute Oldenburg und dem erfolgreichen Abschluss der Ausbildung folgte mit dem Start in die 1960er-Jahre eine sehr „bewegte“ Zeit, in der so manches Ereignis auch wegweisend für den zukünftigen Lebensweg sein sollte.

Der rasante wirtschaftliche Aufschwung führte damals bald zu einem Arbeitskräftemangel vor allem in den deutschen Ballungsgebieten. So war für mich ursprünglich vorgesehen, nach der Ausbildung in Nordrhein-Westfalen eingesetzt zu werden. Nur ein glücklicher Zufall bewahrte mich davor, meinen Lebensweg in Düsseldorf fortzusetzen. Aber wer weiß, was das Schicksal dort für mich bereitgehalten hätte?

Als „Badeaushilfe“ auf Norderney

Den Menschen in Deutschland ging es wirtschaftlich zunehmend besser, sodass das Bedürfnis nach erholsamen Urlaubsreisen ständig wuchs. Davon profitierten auch die Nordseeinseln. Der Ansturm der Feriengäste in der Hauptsaison führte naturgemäß zu einer entsprechenden Ausweitung der Postdienstleistungen in den Kur- und Badeorten, die mit dem vorhandenen Personal nicht bewältigt werden konnte. Es mussten daher „Badeaushilfen“ von anderen Postämtern angefordert und eingesetzt werden.

So war im Sommer 1961 für mich die schöne Nordseeinsel Norderney für einige Wochen meine zweite Heimat. Durch die Zahlung von Zulagen erwies sich der Einsatz dort durchaus als lukrativ. Aber die wichtigsten bleibenden Eindrücke ergaben sich insbesondere durch die Tagesabläufe. Arbeit gab es reichlich. Besonders bei schlechtem Wetter, wenn die Menschen nicht an die Strände konnten, war die Schaltherhalle prall mit verständlicherweise nicht immer gut aufgelegten Postkunden gefüllt. Dazu muss man daran erinnern, dass es zu der Zeit noch keine Handys gab und die gewünschten Telefonate von den zahlreichen Telefonzellen oder eben im Postamt geführt wurden. Dabei hatte das damalige Motto „Fasse dich kurz!“ durchaus seine Berechtigung.

Natürlich mussten die Münzkassetten aus den Telefonzellen regelmäßig geleert werden. Das Ergebnis lag dann abends in Form von Unmengen Geldstücken auf einem großen Tisch. Die Münzen mussten „von Hand“ zu Geldrollen zusammengefügt werden, um die Einnahmen ordnungsgemäß zu verbuchen.

Da es sich bei den „Badeaushilfen“ ja überwiegend um junge Leute handelte, kam nach getaner Arbeit auch das Vergnügen nicht zu kurz. Nach dem Motto „Am Tage sind wir Postler und abends Feriengäste“ ergaben sich manche „unterhaltsame“ Stunden. So war es schon ein ganz besonderes Gefühl, wenn die Musikkapelle in der „Strandhalle“ nicht selten beim Eintreffen der Postler ihr Programm unterbrach und die Gruppe mit dem Lied „Hoch auf dem gelben Wagen“ begrüßte.

Zur Unterhaltung der Gäste sorgte die Kurverwaltung natürlich dafür, dass häufig auch Stars der damaligen Musikszene ihren Auftritt auf der Insel hatten, die man ansonsten nicht so hautnah erlebt. Mehrere Autogrammkarten mit den Originalunterschriften von Chris Howland, Bill Ramsey, Medium-Terzett, Carl Bay und Maria Kloth zeugen bis heute von bleibenden Eindrücken, die sich vor jetzt mehr als 60 Jahren eingepägt haben.



Aus der so ungezwungenen und durchaus auch ausgelassenen Zeit auf Norderney könnten sicher noch einige Erlebnisse ins Gedächtnis zurückgerufen werden, über die aber inzwischen die Zeit einen Schleier des wohlweislichen Vergessens gelegt hat.

Die schöne Zeit auf der Nordseeinsel ging etwas abrupt zu Ende, weil ein aufmüpfiger Nierenstein meinte, dem vergnüglichen Aufenthalt dort ein Ende setzen zu müssen.

Wer sich einmal freiwillig meldet...

Es mag mit der damals im Öffentlichen Dienst nicht gerade üppigen Bezahlung zusammengehangen haben, dass der Bedarf an Arbeitskräften für die stetig steigende Nachfrage nach Postdienstleistungen in manchen Regionen nicht mehr gedeckt werden konnte. Das traf insbesondere auch für die Landeshauptstadt Stuttgart im Süden der Republik zu. Also wurden im Norden wieder Freiwillige gesucht, die für ein paar Wochen oder Monate ihre Arbeitskraft dort einbringen sollten. Auch ein solcher Einsatz war durch die zu erwartenden finanziellen Zulagen durchaus attraktiv. Darüber hinaus bot er die Möglichkeit, im Schwäbischen Land und Leute kennenzulernen.

Also machte ich mich ebenfalls auf den Weg, um beim Postamt Stuttgart- Bad Cannstatt anzuheuern. Aber die zunächst gehegte Hoffnung, sich auch dort sofort heimisch zu fühlen, wurde nicht gleich erfüllt. Stuttgart liegt in einem Talkessel und für einen norddeutschen Flachländer war es anfangs sehr gewöhnungsbedürftig, in allen Richtungen nur gegen Bergwände zu blicken. Und wenn die Einheimischen ihren schwäbischen Dialekt so richtig auslebten, dann stand man nicht selten ziemlich ratlos „daneben“. Die Unterbringung zusammen mit vier weiteren Kollegen in einem nicht gerade wohnlichen Kellerraum löste auch nicht gerade Begeisterung aus, auch wenn die Ansprüche in der damaligen Zeit ja durchaus bescheiden waren.

Als besonders schwierig erwies sich zunächst der Einsatz in einer „Briefabgangsstelle“. Dort mussten die vielen Briefsendungen auf Bahnstrecken sortiert werden, um sie auf den richtigen Weg zu den Bestimmungsorten zu bringen. Postleitzahlen gab es damals noch nicht. Wegen fehlender örtlicher und regionaler Kenntnisse entwickelte sich anfangs daher durchaus der Wunsch, den dortigen Einsatz wieder zu beenden. Aber mit dem dann ersatzweise folgenden Einsatz bei einem Stadtpostamt am Schalter löste sich die Anspannung. Und nachdem man Stuttgart mit seinen Schönheiten und den

kulturellen Angeboten mit der Zeit näher erlebt hatte, stellte sich auch das gewünschte Wohlgefühl ein.

Der Aufenthalt in Süddeutschland brachte es mit sich, dass die Sturmflut-Katastrophe an der deutschen Nordseeküste im Februar 1962 nur aus der Ferne erlebt wurde. Sie löste aber im ganzen Land eine große Spendenbereitschaft aus, die sich dann auch am Postschalter durch die „massenhaften“ Einzahlungen mit den damals noch üblichen Postanweisungen und Zahlkarten bemerkbar machte.

Auch die Zeit in Stuttgart sollte ein unerwartetes Ende nehmen. An einem Freitagmittag kam ein Telefonanruf aus Oldenburg mit der Anweisung, sich am Montag im ostfriesischen Leer zum Dienstantritt zu melden. Dort war offenbar ein personeller Engpass entstanden, den man vermeintlich nicht anders lösen konnte.

Offenbar war das Problem dann aber nach vier Wochen doch wohl gelöst, denn es folgte völlig unerwartet eine Versetzung zum damaligen Postamt Bremen 5. Dabei handelte es sich um ein sehr großes Versandzentrum, in dem tagtäglich im 24-Stunden-Betrieb große Mengen von Postsendungen bearbeitet und weitergeleitet wurden. Es war nicht gerade die Dienststelle, die man sich gewünscht hatte.

Auf die spätere Frage an den Personalchef in Oldenburg, warum diese Versetzung erfolgt sei, lautete die einfache Antwort: „Wer sich einmal freiwillig gemeldet hat...“.

Aber auch dieses Kapitel mit täglichen Zugfahrten von Oldenburg nach Bremen und einem 5-tägigen Nachtdienst-Rhythmus war nach einigen Monaten überstanden und das Postamt Oldenburg wurde wieder zum vertrauten Einsatzort.

Bei der Bundeswehr

Zurück in Oldenburg waren es aber dann nur einige wenige Monate, bis der Einberufungsbescheid der Bundeswehr einen weiteren neuen Lebensabschnitt einläutete. Am 7. Januar 1963 begann die Grundausbildung beim Fernmeldebataillon in der Oldenburger Hindenburg-Kaserne in Kreyenbrück.

Die einst so beschauliche Stadt an der Hunte hatte sich inzwischen durch den Zuzug vieler Vertriebener und Flüchtlinge zur Großstadt entwickelt. Eine besondere Bedeutung erhielt sie aber auch als zweitgrößte Garnisonsstadt in der Bundesrepublik mit zeitweise bis zu 12000 stationierten Soldaten.



Sechs Monate vor dem Dienstantritt war – nicht gerade zu meiner großen Freude – die Wehrdienstdauer auf 18 Monate verlängert worden. Somit ergab sich ausreichend Gelegenheit, mit dem Tragen einer Uniform, dem Umgang mit Waffen, dem Sinn von Orientierungsmärschen durch die Natur, dem gemeinsamen Singen von Militärliedern, dem Schlafen im obersten von drei übereinander gestapelten Feldbetten im „Neun-Mann-Zimmer“ sowie mit „Befehl und Gehorsam“ vertraut zu werden. Hatte man während der Grundausbildung dazu alles Notwendige gelernt und manchmal auch erlitten, war danach die Versetzung zu einer Funkkompanie eine durchaus positive Entwicklung.

Als Tast-Funker lernte man das Morse-Alphabet kennen und verinnerlichte das Nato-Alphabet für den Sprechfunk. Ein erfreulicher Glücksfall war es auch, einer kleinen Spezialtruppe anzugehören, sodass zum Beispiel bei Manövern und anderen Übungen in freier Natur nicht in einem Zelt, sondern im Fahrzeug genächtigt werden konnte. Sehr abwechslungsreich war auch der Einsatz als Angehöriger eines „Air-Contact-Teams“ auf dem Fliegerhorst in Rheine sowie bei Übungen in Belgien und Frankreich.

Insgesamt war es eine recht interessante und vor allem friedliche Zeit bei der Bundeswehr der 1960er-Jahre, die mit der „Beförderung“ zum Obergefreiten

der Reserve Mitte 1964 zu Ende ging. Rückblickend empfindet man es als durchaus sehr erleichternd, dass Einsätze zum Beispiel in Afghanistan, Bosnien oder Mali seinerzeit kein Thema waren.

Wechsel von der gelben zur grauen Post

Nach einigen weiteren Monaten im traditionsreichen Oldenburger Postdienst und einem nochmaligen Einsatz als „Badeaushilfe“ auf der Insel Norderney im Sommer 1965 ergab sich die Möglichkeit, vom mittleren Postdienst in den gehobenen Fernmeldedienst aufzusteigen.

Die entsprechende Ausbildung dauerte 18 Monate und erforderte erneut Flexibilität und Reisebereitschaft. Die theoretische Einweisung in die Geheimnisse des Fernmeldewesens erfolgte an unterschiedlichen Standorten in Deutschland, sodass sich dabei durchaus angenehme Gelegenheiten ergaben, Städte wie Hamburg, Darmstadt und Dieburg näher kennenzulernen.

Die Übermittlung von Nachrichten hatte in den Jahrzehnten nach der Erfindung des Telefons und der Telegraphie durch die rasante technische Entwicklung einen enormen Aufschwung erhalten. Was zunächst noch als Teil des herkömmlichen Postwesens organisiert und verwaltet wurde, gewann mit der Einrichtung von Telegraphenämtern bald die erforderliche Eigenständigkeit und mündete später in die flächendeckende Schaffung von Fernmeldeämtern bis hin zur Deutschen Telekom in heutiger Zeit.

Es ist schon beeindruckend, wenn man in dieser kleinen Rückblende auf die 1960er-Jahre gerade mal fünf Jahrzehnte zurückschaut und es seinerzeit miterlebt hat, dass Telefongespräche noch handvermittelt werden mussten, dass mehr oder minder wichtige, aber immer eilige Nachrichten und Mitteilungen als Telegramme an die Empfänger weitergeleitet wurden und dass die Abrechnung aller erbrachten Dienstleistungen ohne den Einsatz von Elektronischer Datenverarbeitung „per Hand“ erfolgte.

Für einen „Verwaltungsmenschen“ war es natürlich schon sehr spannend, während der Ausbildung ebenfalls einen kleinen Einblick in die

Zusammenhänge der Fernmeldetechnik vermittelt zu bekommen, auch wenn dabei so manches ein „Geheimnis“ bleiben sollte.

Einen besonders nachhaltigen Eindruck hinterließ aber die Präsentation einer – den ganzen Raum füllenden – technischen Einrichtung, mit der seinerzeit erstmals Bilder elektronisch übermittelt werden konnten. Verglichen mit der heutigen problemlosen Übermittlung von Bildern, Filmen und anderen Nachrichten kann man diese technische Entwicklung wohl wirklich nur als einen „Quantensprung“ bezeichnen, für die es offenbar auch überhaupt kein Ende zu geben scheint.

Das alles in fast 40-jähriger Tätigkeit im Post- und Fernmeldedienst und in einer Zeit des stetigen wirtschaftlichen Aufschwungs miterleben, begleiten und manchmal sogar mitgestalten zu dürfen, war schon ein ganz besonderes Privileg.

Leben in Mansholt in den 60er Jahren

Heinz Friedrichs

Mein Name ist Heinz Friedrichs, ich wohne in Bokel/Mansholt.

Die 60er-Jahre waren prägend für meinen Lebensweg, da meine Jugend und Ausbildungszeit in dieses Jahrzehnt fielen. Im Nachhinein kann ich sagen: „Es waren schöne Zeiten.“ Deutschland hatte sich von den Wirren und Entbehrungen des 2. Weltkrieges erholt. Den Menschen ging es Dank des Wirtschaftswunders in den 1950er-Jahren wieder besser. Von der heute teilweise vorherrschenden Hektik war damals noch nichts zu spüren. Es verlief alles etwas gemächlicher.

Ich habe nach meiner Entlassung aus der Schule im Jahr 1958 eine 3-jährige Ausbildung zum Landwirt begonnen. Die letzten 2 Jahre war ich auf einem Lehrbetrieb in Lehe. Jeden 2. Sonntag hatte ich frei und durfte zu meiner Familie in Bokel. Ich fuhr natürlich mit dem Fahrrad.

Meine Rückfahrt am Sonntagabend zu meinem Lehrbetrieb nach Lehe unterbrach ich manchmal in Wiefelstede für einen Kinobesuch. Der Saal im Gasthof Rabe wurde am Sonntagabend zum Kino umfunktioniert. Gerd Wölker aus Westerstede zeigte dort dann Spielfilme. Es waren zwar nicht die Neuesten, aber sie waren trotzdem schön anzusehen. Im Vorspann gab es, wie in einem richtigen Kino, die `FOX Tönende Wochenschau`.

Eine Begebenheit aus meiner Lehrzeit bringt mich immer wieder zum Schmunzeln. Wegen einer kranken Kuh war der Einsatz eines Tierarztes erforderlich. Von meinem Lehrherrn bekam ich den Auftrag, den Tierarzt über das Telefon zu rufen. Dazu musste ich zur Gaststätte Eilers in Lehe, genannt `Eits sien Eits`, die über einen öffentlichen Telefonanschluss verfügte. Zu der Zeit gab es nur wenige Häuser mit einem Telefonanschluss. Die Verbindung zum Gesprächspartner in einem anderen Amt erfolgte damals über eine Telefonzentrale. Dort gab es das sogenannte `Fräulein vom Amt`, der man den gewünschten Teilnehmer mitteilen musste. Es war das 1. Telefongespräch in meinem Leben. Ich habe dabei `Blut und Wasser geschwitzt`. Im Gegensatz dazu können in der heutigen Zeit Kinder im Vorschulalter schon mit Telefon und Smartphone umgehen.

Im Borbecker `Müsselkrug` fand sonntags ab 16.00 Uhr der Jugendtanz statt, zu dem es mich natürlich auch hingezogen hat. Bis 20 Uhr spielten verschiedene Kapellen (die Bezeichnung Band war damals noch nicht so üblich) zum Tanz auf. In Erinnerung geblieben sind mir die `Party-Beats` und die `Musik-Brothers`. Es kam auch vor, dass aus dem Rundfunk bekannte Künstler (Fernsehen war zu der Zeit nur Wenigen vergönnt) im `Müsselkrug` auftraten. Ich habe Drafi Deutscher und Renate Kern dort erlebt.

Nach Beendigung meiner Lehrzeit ging ich auf unseren kleinen landwirtschaftlichen Betrieb in Bokel zurück, den ich später übernehmen wollte. Wir kauften uns einen Schlepper, einen 11er Deutz, mit dem ich alle auf dem Acker und den Wiesen erforderlichen Arbeiten erledigen konnte. Zum Vergleich mit heute hat schon unser Rasentraktor 15 PS und die Traktoren in der Landwirtschaft haben teilweise 150 und mehr.

Im folgenden Winterhalbjahr besuchte ich die Landwirtschaftsschule in Oldenburg. Mit Imkens Bus gelangte ich zum Oldenburger Bahnhof und von dort zu Fuß zur Schule. Am 17.2.62 habe ich dabei erlebt, dass während der schrecklichen Sturmflut, die an der Küste, besonders in Hamburg, viele Opfer gefordert hat, fast der gesamte Bahnhofplatz überschwemmt war. Über die Weser und Hunte hatte die Flut das Wasser bis nach Oldenburg gedrückt. Heute ist so etwas nicht mehr möglich, da einige Jahre nach dem Hochwasser bei Elsfleth das Hunte-Sperrwerk gebaut worden ist.

Nach meinem 18. Geburtstag war der Jugendtanz im `Müsselkrug` für mich passé. Jetzt durfte ich zum richtigen Ball. In Martens Gaststätte in Bokel und dem Borbecker `Müsselkrug` war jeden Samstag abwechselnd Tanz. Lange hat dazu die Kapelle `Lonely-Boys` aufgespielt. Zur Kapelle gehörten Gerhard Schönwald, Mecki Poehl, Erwin Meyer und Jan Tams. Gerhard Schönwald hat später als `Gary Walden` noch Karriere gemacht. Zum Auftakt des Balles wurde stets der Instrumental-Hit `Early-Bird` gespielt.

Es zeichnete sich dann ab, dass kleine landwirtschaftliche Betriebe wie der unsrige nicht mehr rentabel bewirtschaftet werden konnten und der Trend zu immer größeren Betrieben ging. Zudem waren für uns größere Investitionen zum Neubau von Wirtschaftsgebäuden abzusehen. 1964 kamen meine Mutter und ich zum Entschluss, die Landwirtschaft aufzugeben. Ich habe ihn nie bereut. Alleine in Bokel wurden in den 1960er-Jahren 7 kleinere landwirtschaftliche Betriebe aufgegeben.

Ich habe mich bei der Niedersächsischen Landespolizei beworben und wurde nach bestandener Untersuchung und Aufnahmeprüfung angenommen. Am 26.10.64 habe ich den Dienst in der Polizeischule Hannoversch-Münden angetreten.



Das war schon ein Gegensatz, aus der recht beschaulichen Landwirtschaft in eine Kaserne, mit 6 weiteren Kollegen auf einer Stube, umzusiedeln. Die Ausbildung hatte neben der fachlichen Schulung einen militärischen Charakter mit Strammstehen, Marschieren und Übungen im Gelände. Alle 14 Tage gab es von Freitagmittag bis Montagmittag ein freies Wochenende. Ein aus Norden/Ostfriesland stammender Kollege bot mir eine Mitfahrgelegenheit in seinem VW-Käfer, Baujahr 1949, an. Das Auto hatte die geteilte Heckscheibe, das sogenannte `Brezel-Fenster`. Außer mir fuhren noch 3 weitere Kollegen mit. 5 Personen in dem Fahrzeug, dazu hatte noch jeder eine Reisetasche bei sich, da wurde es ziemlich eng. Ab Delmenhorst ging die Fahrt über die damalige Bundesstraße 75 in Richtung Oldenburg. Die Autobahn 29 und die Stadtautobahn 293 gab es damals noch nicht. Schon weit vor Oldenburg staute sich der Verkehr, sodass wir für die letzten 25 Kilometer bis nach Bokel oft mehr als 1 Stunde benötigten. Weitere Stationen in meinem Berufsleben bei der Polizei waren die Bereitschaftspolizei Hannover, das 1. Polizeirevier Hannover und das Polizeirevier Varel.

1965/66 bauten meine Mutter und ich in unserem Garten einen Bungalow. Die Baukosten betragen ca. 60 000,-DM. Von solchen Preisen können Bauherren in der heutigen Zeit nur träumen. Die erste Lieferung Heizöl kostete 6,5 Pfennig je Liter.

1966 habe ich mir für 1200,00 DM mein erstes Auto gekauft, einen gebrauchten Fiat 600 mit 23 PS. Die Höchstgeschwindigkeit betrug 110 km/h. Die Türen gingen nach hinten auf. Jetzt war ich nicht mehr auf Mitfahrgelegenheiten angewiesen. Mittlerweile hatte es zwischen meiner späteren Frau Irmgard und mir `gefunkt` und ich war ich stolz, sie in meinem Auto durch die Gegend kutschieren zu können. Benzin kostete damals ca. 50 Pfennig je Liter.



Als Krönung kam noch ein Kofferradio der Marke `Blaupunkt` dazu, das in meinem Pkw in eine Halterung eingebaut und bei Bedarf, wie zum Beispiel zum Badestrand, mitgenommen werden konnte.

Das Jahr 1968 war für uns ein ganz Besonderes. Irmgard und ich haben geheiratet. Der Polterabend fand, wie damals üblich, am Abend vor der Hochzeit statt. Die folgende Nacht war dadurch sehr kurz. Am nächsten Morgen mussten zunächst die Spuren des Polterns beseitigt werden, bevor es nach Wiefelstede zur Trauung ging. Die Fahrt dorthin erfolgte in einem VW-Bus der Fa. Imken aus Wiefelstede. Fahrer war Alexander Dieke, genannt Alex, der bei der Fa. Imken zunächst als Schaffner und später als Busfahrer beschäftigt war. Die standesamtliche und kirchliche Trauung erfolgte unmittelbar nacheinander. Es war üblich, danach den weltlichen und kirchlichen Segen in einer Gastwirtschaft zu `begießen`. Wir kehrten dazu in die Gastwirtschaft Eilers, genannt `Bäckern Fied` ein. Sie befand sich am Bült, dort wo heute die Raiffeisenbank ist. Die eigentliche Hochzeitsfeier fand in der Bokeler Gaststätte

Martens statt. Bei der Zubereitung des Hochzeitmahls und der Bedienung waren damals die Nachbarn noch mit eingespannt.

Mit der Geburt unseres 1. Sohnes war unser Glück vollkommen. Das konnte auch das danach täglich erforderliche Waschen der Windeln nicht trüben. Pampers gab es zu der Zeit noch nicht. Als `I-Tüpfelchen` kamen dann noch ein neues Auto, ein Renault R 4, mit der sogenannten Pistolenschaltung und ein eigener Telefonanschluss hinzu.

In den 1960er-Jahren wurde in Bokel viel für die Verbesserung der Infrastruktur getan.

1962 wurden mein Elternhaus und die meisten Nachbarhäuser an die Wasserversorgung des Oldenburgisch-Ostfriesischen-Wasserbandes (OOWV) angeschlossen. Da die Mansholter Straße für den OOWV nicht lukrativ war, wurde der Antrag zunächst abgelehnt. Erst als die Anlieger sich zusammengetan und bereiterklärt hatten, die Erdarbeiten in eigener Regie durchzuführen, konnte der Anschluss erfolgen. Bis dahin erfolgte die Wasserversorgung aus eigenen Brunnen. Das daraus oft noch mit einer Handpumpe geförderte Wasser hatte nicht überall eine Trinkwasserqualität. Bis Anfang der 1960er-Jahre waren die Gemeindewege in Bokel überwiegend unbefestigt.

Nach starkem Regen oder Frostaufbruch war ein Durchkommen oft schwierig. Besonders betroffen waren davon die Milchfuhrleute. 1961/62 erhielt der Worther Weg im Bereich zwischen der Metjendorfer Straße und dem Anwesen Hibbeler (jetzt Dr. Heimbürger) eine Asphaltdecke. 1963 wurden der Worther Weg vom Anwesen Hibbeler bis zum Gerkentorsweg, der Gerkentorsweg und der Alte Mühlenweg gepflastert. 1968 erhielt die bis dato mit einer Schotterdecke versehene Strecke des Alten Mühlenweges zwischen der Bokeler Landstraße und dem Gerkentorsweg eine Asphaltdecke. 1969 folgte die Asphaltierung eines Teilstückes Am Wald.

So habe ich die 1960er-Jahre erlebt. Ich denke gerne an sie zurück.

1954 wurde ich in meinem Elternhaus in Mollberg geboren. Seitdem wohne ich auch hier.

In den 60er Jahren habe ich meine Schulzeit im näheren Umfeld verbracht.

Meine Eltern hatten einen landwirtschaftlichen Betrieb mit Ackerbau, Grünland, Rinderzucht mit Kühen, Schweinezucht und Schweinemast. Bis 1962 wurden meine Eltern arbeitsmäßig von einer Magd und einem Knecht unterstützt, die auch alle mit auf dem Hof wohnten. Das Leben fand im Mehrgenerationenhaus auf sehr beengtem Platz statt. Es gab kein Badezimmer und nur das „Plumpsklo“ beim Schweinestall. Gebadet wurde einmal am Wochenende in der Kocherei vom Schweinestall, in der auch Futter für die Schweine zubereitet wurde. Die erste Dusche wurde 1964 eingerichtet.

Nach 1962 war die Beschäftigung von Angestellten aber wirtschaftlich nicht mehr positiv darstellbar. Es musste modernisiert und technisiert und vergrößert werden, um finanziell über die Runden zu kommen. 1958 kam der erste Trecker auf den Hof und außerdem wurde eine Melkmaschine angeschafft. Die zwei Arbeitspferde verließen den Betrieb. Der erste Trecker war ein roter Porsche. 18 PS ohne Verdeck und mit Cabrio-Gefühl. 1959 hat mein Vater einen neuen blauen Trecker Fordson mit 32 PS gekauft, der 1961 mit einem Verdeck ausgestattet wurde. Ich war über diesen Wechsel sehr unglücklich, weil ich die Farbe Rot sehr liebte. Dem Händler habe ich mein Leid geklagt, so dass er mir einen roten Porsche Spielzeugtrecker geschenkt hat, der so stabil ist, dass heute mein Enkel noch damit spielen kann.

Täglich war ich mit meinen Eltern im Betrieb und durfte im Rahmen meiner Möglichkeiten mithelfen. Gelegentlich gab es aber auch Zeit, mit einem gleichaltrigen Nachbarsjungen zu spielen. Diese freundschaftliche Verbindung hat bis heute Bestand. Ab 1960 hatten diese Nachbarn bereits einen Fernseher mit einem einzigen Programm. Einmal wöchentlich am Sonntag durften wir eine Kindersendung anschauen. 1961 bekamen wir dann auch einen Fernseher. Ab diesem Zeitpunkt hatten wir dann mit weiteren Nachbarskindern jeweils am Sonntagnachmittag eine gemeinsame Fernsehstunde. Auf dem einzigen Fernsehkanal gab es Sendungen für Kinder, wie z.B. Bonanza. Auch die Eltern hatten gelegentlich gemeinsame Fernhabende.

Nach Ostern 1961 begann für mich die Schulzeit. Gemeinsam mit meinem Freund ging es dann zu Fuß am Rande der Hauptstraße zur Volksschule Dringenburg mit zwei Klassenräumen und acht Jahrgängen. In vielen Bauernschaften (Spohle, Dringenburg, Hollen, Gristede, Wemkendorf, Bokel,

Neuenkrüge, Borbeck, Metjendorf, Wiefelstede) gab es noch weitere kleine Volksschulen, die alle ab 1967 bis in den 70er Jahren zu Gunsten der beiden Zentren Metjendorf und Wiefelstede aufgelöst wurden. Eine Begleitung durch die Eltern war seinerzeit meist nicht üblich. Ich habe meinen Freund dann abgeholt. Da diese Familie eine Kamera hatte, wurde von uns als Erinnerung ein Foto gemacht. Auf dem Weg zur Schule hatten wir uns in der Erwartung auf etwas Neues so viel zu erzählen, sodass wir viel zu spät in der Schule erschienen. Nach zwei Stunden durften wir wieder nach Hause. Zunächst waren wir enttäuscht, da wir eigentlich noch nichts gelernt hatten. Der enge Klassenraum hatte vier Jahrgänge mit insgesamt über 50 Schülern. 1965 bin ich als einziger meines Jahrgangs zur Realschule nach Rastede gefahren. Im Sommer fuhr ich die 10 km mit dem Fahrrad, im Winter gab es eine nicht optimale Busverbindung ab Wiefelstede. 1967/1968 wurde der Beginn des Schuljahrs auf August verschoben. Es gab für 14 Monate zwei Kurzschuljahre.

1969 wurde ich in der Sankt Johanneskirche in Wiefelstede konfirmiert. Wir waren über 100 Konfirmanden. Nach der Konfirmation habe ich mich an der kirchlichen Jugendarbeit beteiligt. Besonders hervorzuheben war das kirchliche Wochenendhaus am See in Mollberg mit legendären Pfingstfreizeiten. Ab 1970 hatte ich meinen Führerschein für Trecker. Das ermöglichte mir dann häufiger mit Trecker und Anhänger mit der Jugendgruppe nach Mollberg zu fahren. Leider gab es dann mit der Zeit Lärmschutzprobleme mit den dortigen Nachbarn, sodass Ende der 70er Jahre das Wochenendhaus in Mollberg abgebaut und in Hollen wieder aufgebaut wurde.

Von 1970 bis 1973 besuchte ich das Graf-Anton-Günther-Gymnasium in Oldenburg, wie damals üblich ohne Kurssystem im Klassenverband. Die Busverbindung von Mollberg bis zum Theater in Oldenburg war relativ gut. Die Zeit von 1968 bis 1973 hat uns politisch und gesellschaftlich geprägt. Vieles wurde in Frage gestellt. Kleidungstechnisch waren Jungen und Mädchen mit grünem Parka, blauen Jeans und Boots einheitlich ausgestattet. Damit waren die Kosten für die Kleidung äußerst kostengünstig. Wir lebten also schon damals sehr nachhaltig in Bezug auf Kleidung.

1973 konnten wir es gegen den Willen der Schulleitung durchsetzen, dass es keine feierliche Verabschiedung der Abiturienten gab. Wir haben unseren Klassenlehrer gebeten, uns die Abschlusszeugnisse ohne Rede in einem Kaffee in Bad Zwischenahn auszuhändigen, natürlich ohne festliche Kleidung. Anschließend ging es zu einer privaten Abschlussfete.

Eckard Klages

Tanzvergnügen mit Teddy Schönwald

Es klingelt an der Tür, vor mir steht die Legende der lokalen Tanzmusik der 60er-Jahre: Gary Walden, alias „Teddy“ Gerhard Schönwald. Bis heute schwärmen selbst über 80-Jährige gern von den Nächten, die sie in Bokel oder in Borbeck mit den „Lonely Boys“ und später „Party Beats“ erlebt haben. Bandleader immer Gary Walden, die anderen Musiker wechselten schon mal. Zum ersten Auftritt in Bokel 1958, wurden die Musiker noch von Gerold Martens mit dem Auto abgeholt. Einen Führerschein hatte aus Altersgründen noch keiner der Bandmitglieder. Bei Gründung der Band war „Teddy Schönwald“ erst 14 Jahre alt. Mit 10 hatte er mit dem Gitarrenunterricht begonnen und sein Taktgefühl schulte er als Trommler im Spielmannszug Rastede. Die ersten Auftritte hatten sie, mit 12 Titeln im Programm. Waren die durch, wurde das Programm wiederholt. Die jungen Leute waren froh, dass sie feiern konnten, und so übersah man die kleinen Mängel.

Bis dahin wurde Musik häufig ohne Verstärker gespielt und überwiegend ohne Gesang. Es gab Sänger, die waren darauf trainiert, einen Tanzsaal mit ihrer Stimme zu füllen, auch ohne Mikrofon. Teddy Schönwald orientierte sich eher an den amerikanischen und englischen Musikgruppen und ging, technisch, keine Kompromisse ein.



Auf den Tanzböden fand sich die Generation wieder, die im Krieg geboren war und für die Flucht, Hunger und Entbehrungen durchaus zur eigenen Lebenserfahrung gehörten. Das Lebensgefühl des Wirtschaftswunders beflügelte sie alle. Endlich feiern können, satt essen und mit einem guten Gefühl in die Zukunft blicken, das erzeugte eine ganz besondere Stimmung. Gespielt wurden die Schlager der fünfziger Jahre. „Eine Reise ins Glück“, „Mit 17“, „Charly Brown“, „Mandolinen und Mondschein“, „Sugar Baby“, „Gitarren klingen leise durch die Nacht“ u.v.m.. Der Jugendtanz und die Tanzabende in den Gaststätten waren ein riesiger Heiratsmarkt. An den meisten Ehen dieser Zeit waren die Lonely Boys musikalisch beteiligt und die Schlager voller Sehnsucht und Liebe, Herz und Schmerz zauberten eine Stimmung in die Dorfkeipen, denen die jungen Erwachsenen schnell mal erliegen konnten. Von Emanzipation keine Spur. Die Mädels saßen an den Tischen und die Jungs standen an der Theke. Bloß nicht zu freudig lächeln, hatten die Mütter ihren Töchtern eingetrichtert. „Die“ dürfen nicht das Gefühl bekommen, dass du leicht zu haben bist. Es gab die Pille noch nicht! Die Angst, „Sitzengelassen“ zu werden, mit Kind am Hals, war riesengroß. Über Sex sprach man nicht, jedenfalls nicht in der Familie. Die Eltern waren selbst nur sehr mangelhaft aufgeklärt. Kein Sex vor der Ehe schien das probate Mittel dieser Zeit zu sein. Es war wohl eher so, dass die verbreitete „Mussheirat“ offenbarte, wer seine übermütigen Triebe nicht im Zaum halten konnte. Das beeinflusste die Situation in den Tanzlokalen und tat der Lebensfreude aber nur wenig Abbruch. Der reichlich fließende Alkohol, der schon immer ein großer Feind der katholischen Moralvorstellung war, wirkte der Keuschheit ebenfalls entgegen. Mit dem Moped, oder mit dem Auto zum Tanz zu fahren, war damals noch kein so großes Problem, die Promillegrenze wurde 1966 erstmalig auf 1,3 Promille abgesenkt. Bis 1953 gab es kein Verbot von Alkohol am Steuer.



Teddy Schönwald suchte Kontakt zu seinen Idolen. Drafi Deutscher, Gerd Böttcher, Mel Jersey, Geschwister Leismann, Michael Holm, Mike Fender, die Blue Diamonds und viele andere. Sie folgten seinem Ruf ins Ammerland und traten hier mit großem Erfolg auf.

Gary Walden ist der Musik immer treu geblieben. Auch heute noch spielt und singt er im Zwischenahner Shantychor, absolviert Soloauftritte oder beteiligt sich am Dünensingen mit Feriengästen auf Langeoog.

Er ist froh, dass er nie darauf angewiesen war, mit Musik Geld verdienen zu müssen. Zwei solide Berufe sichern ihm ein gutes Einkommen, mit Freude und ohne Wehklagen blickt er auf seine Karriere als Musiker zurück, auch wenn der über 80-Jährige sie noch lange nicht beendet hat.

„Wir waren eigentlich immer unterwegs“

Jutta Klages

Interview mit Uschi und Gerd aus Wahnbek

Im Gespräch mit Uschi und Gerd über die 60er Jahre in Wiefelstede und umzu, erinnert sich das Ehepaar an die vielen Abende in den Tanzlokalen der Region, wo sich fast alle jungen Leute trafen bzw. junge Paare hingingen, um zu tanzen und schöne Abende zu verbringen.

Jutta: In welchen Lokalen wart ihr denn hauptsächlich unterwegs?

Gerd: Natürlich waren wir überwiegend im Ammerland unterwegs, bei MARTENS in Bokel, bei ÖTKEN in Neusüdende (später Möhlenkamp, heute Lindenhof) und im MÜSSELKRUG in Borbeck.

Jutta: Warum waren für euch beide – ihr kommt ja aus Wahnbek (Uschi) und Südende (Gerd) – ausgerechnet Bokel und Borbeck Treffpunkte für Musik und Tanz? Es gab doch sicher auch andere Orte und Lokale.

Gerd: Ja, natürlich gab es auch andere Orte, aber man ging eben immer dahin, wo man wusste, dass dort die Musik gut war und man ging dahin, wo man das Lokal mochte. Das war für mich damals z.B. ÖTKEN in Neusüdende (später Möhlenkamp, später Lindenhof). ÖTKEN war quasi in meiner Heimat. Es musste ja auch alles immer gut erreichbar sein; wir hatten ja nur das Fahrrad. Dann gab es den MÜSSELKRUG in Borbeck, da war auch immer was los, und MARTENS in Bokel. MARTENS hatten übrigens schon damals diese Kellerbar wo sie Erdbeerbowle ausschenkten. Das war natürlich ein Highlight.

Uschi: Aber da warst DU ja hauptsächlich. Ich war damals – vor „unserer“ Zeit – mit meinen Freundinnen eher in Etzhorn, Donnerschwee und Ohmstede und ab und zu mal in Metjendorf.

Gerd: Stimmt, in Metjendorf war der SCHÜTZENHOF ein beliebter Treffpunkt. Und in der WALDDIELE (Familie Splieth) in Rastede, am Stratjebusch, war auch immer was los. Die WALDDIELE war ein schönes Lokal mit einem Saal, wo ungefähr 70 Leute reinpassten. (Da haben wir übrigens später, 1962, unsere Hochzeit gefeiert.) Meistens spielten dort immer zwei Leute - einer Akkordeon und der andere Schlagzeug. Da waren wir sehr oft. War super!

WALDDIELE, Rastede



(Quelle: www.wolfgang-arnold.net)

Uschi: Wir waren eigentlich immer unterwegs. Alle Unternehmungen spielten sich immer mit dem Fahrrad ab. Ohne Fahrrad wären meine Freundinnen und ich damals nirgendwo hingekommen. Nur zum HESTERKRUG in Wahnbek oder zu ADDICKS in Ipwege konnten wir, als Wahnbekerinnen, zu Fuß gehen.

Gerd: Im Laufe der Jahre, als wir schon zusammen waren, sind wir auch oft zum ETZHORNER KRUG gefahren. Das war eines der größten Veranstaltungslokale in der Region, da passten rund 400 Leute in den Saal und es war - vor allem bei den großen Bällen zu Pfingsten, Ostern oder Weihnachten – immer brechend voll.

Jutta: **Kamen denn zum ETZHORNER KRUG auch Leute aus dem Ammerland?**

Uschi: Also, überwiegend natürlich aus Oldenburg, aber auch aus z.B. Wahnbek oder Ipwege.

Jutta: **War es euch wichtig, dass ihr mit euren Freundinnen und Freunden unterwegs wart oder habt ihr euch da überraschen lassen?**

Gerd: Das war sicherlich unterschiedlich. Wir jungen Männer sind natürlich dort hingegangen, wo wir vermuteten, dass es dort nette Frauen gab und wo die Musik gut ist, wo wir also wussten, dass wir schön tanzen können. So haben Uschi und ich uns ja kennengelernt - in Leuchtenburg bei KÜPKER (heute Seghorn am Schippstroth)! Die meisten heutigen Ehepaare haben sich übrigens damals auf diese Weise kennengelernt: beim Tanzen! KÜPKER in Leuchtenburg war damals auch DAS Lokal für viele Veranstaltungen. Ein großer Teil des Lebens spielte sich ja in den Lokalen ab. Man wusste immer „Irgendjemanden treffe ich dort bestimmt!“ Allein die Vereine, z.B. Boßelverein oder Schützenverein hatten dort ihre Treffpunkte oder feierten dort.



(Quelle: www.istock.com)

Zum „Flip“ oder zur „Bluna“ ein Stück Kuchen, und dann mal abwarten, wer uns so zum Tanzen auffordert.

„Tanzen gehen“ – und dabei Leute kennenlernen. Die Tanzlokale erfreuten sich in den 50er und 60er Jahren großer Beliebtheit, waren sie doch Treffpunkte für die jungen Leute, die nach den Songs in den aktuellen Charts tanzen wollten.

Tanz-Bands aus der Region coverten

Jutta: Wie und wo habt ihr euch eigentlich kennengelernt?

Uschi: Ich war an dem Abend, das muss ja im Sommer 1961 gewesen sein, mit meiner Freundin Christa bei KÜPKER in Leuchtenburg. Meine Schwester Waltraut wohnte damals schon mit ihrem Mann in unmittelbarer Nähe - so kam das.

Wir kamen also abends bei KÜPKER an, wollten so richtig schön tanzen und dann das: NICHTS los!!! Die Musik lief zwar, ein paar Männer saßen da, aber

sonst war nicht viel. Christa war immer ein bisschen forscher und sagte „Lass uns trotzdem eben reingehen!“. Ich war ja eher ruhiger und zurückhaltend. Wir suchten uns also einen Platz, tranken etwas und verweilten. Und plötzlich kamen da zwei Männer auf uns zu und forderten uns zum Tanzen auf.

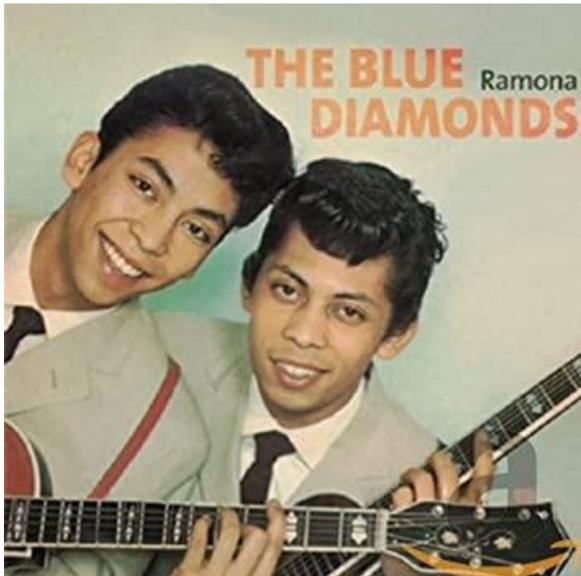
Gerd: Meistens war ich ja mit meinem Zwillingsbruder Hermann unterwegs. Wenn wir beiden Zwillinge irgendwo auftauchten, war das natürlich immer ein Hingucker. Alle Augen auf die beiden! (lacht) Nur ausgerechnet an diesem Abend war ich mit meinem Kumpel Erich M. unterwegs. Erst waren wir bei Splieth (Walddiele, Rastede) gewesen, aber da war ausnahmsweise mal nichts los. Dann sagten wir „Lass uns mal zu KÜPKER nach Leuchtenburg fahren!“, aber da war noch weniger los! (lacht) Allerdings saßen da zwei Frauen am Tisch, die wir nicht kannten. Wie es damals so war, saßen die Frauen an den Tischen und die Männer standen an der Theke. So war das auch an dem Abend. Alle anderen Mädchen kannte ich, nur diese beiden eben nicht. Und da musste ich mal eben ein bisschen „nachhaken“. (grinst) Und wie das nun so mal ist, fordert man ja meistens die Frau auf, die am auffälligsten ist bzw. die am interessantesten erscheint, und das war in dem Fall Uschis Freundin Christa. Sie hatte schwarze Locken und große dunkle Augen, dadurch wirkte sie schon ein bisschen exotisch. Dann habe ich also mit Christa getanzt und ... gut ... war ja nicht schlecht ... Aber dann wollte ich mit der anderen auch noch tanzen - und das war dann aber irgendwie schöner. Und nicht nur das Tanzen. Wir mochten uns gleich gern leiden. Und so bahnte sich dann unsere Beziehung an.

Uschi: Ich habe gern getanzt und konnte auch ganz gut tanzen. Ich habe mal beim Tanzwettbewerb beim Tango den 3. Platz gemacht, und zwar mit deinem Vetter Fritz G.. So was gab es übrigens auch, Tanzwettbewerbe, auch in Leuchtenburg. Alle Anwesenden mussten vortanzen und wurden prämiert – oder eben auch nicht! (lacht)

Gerd: Das war ein internationaler Tanzwettbewerb. International deshalb, weil auch Leute aus Rastede mit dabei waren! (Gelächter)

Jutta: (an Uschi) **War es denn bei euch Frauen auch so, dass ihr dort hingegangen seid, wo ihr die „besten“ Männer vermutetet? Oder war euch das nicht so wichtig?**

Uschi: Nö, das war nicht so wichtig. Wir wollten uns in erster Linie amüsieren.



(Quelle: www.amazon.de)

Sie hatten mit RAMONA ihren größten Hit: Die Musik der „Blue Diamonds“ war auch aus den Tanzlokalen im ländlichen Raum nicht wegzudenken.

Jutta: **Gab es damals eigentlich so Highlights, also Veranstaltungen in der Region, wo man unbedingt hinmusste oder wo jemand auftrat, der oder die sogar berühmt war?**

Uschi: Im ETZHORNER KRUG spielte in den späteren Jahren immer eine Band, die war richtig gut und über die sprachen alle und die wollten auch alle unbedingt erleben. Wie hießen die denn noch?

Gerd: Stimmt! Das waren die „SERENADOS“! Die waren Klasse! Vorher nannten die sich noch „Lonely Boys“; da fand ich die auch schon spitze.

Uschi: Da waren doch Gerhard Schönwald (später: Gerry Walden) und Erwin Meyer dabei.

Gerd: Ja, Schönwald an der Gitarre und mit Gesang und Erwin Meyer am Schlagzeug. Dann sehe ich noch den blonden Schieblon mit seinem riesigen Akkordeon vor mir. Und Mecki Pöhl spielte Trompete – herrlich!

Jutta: **Spielten in den Tanzlokalen eigentlich immer Bands oder gab es auch Musik von der Platte oder aus der Juke-Box?**

Gerd: Eigentlich immer Bands! Also, in den Lokalen, in denen wir zum Tanzen gingen, waren es immer Live-Bands. Das brachte auch immer tolle Stimmung.

Jutta: **Auch an einem ganz normalen Samstag, also ohne, dass es einen feierlichen Anlass, wie eine Hochzeit, ein Jubiläum, Pfingsten oder Weihnachten, gab?**

Uschi: Immer, es gab immer Live-Musik! Das war normal.

Gerd: Die Bands benötigten ja auch keinen Verein, der dahinterstand, um auftreten zu können. Das lief immer über die Lokale.

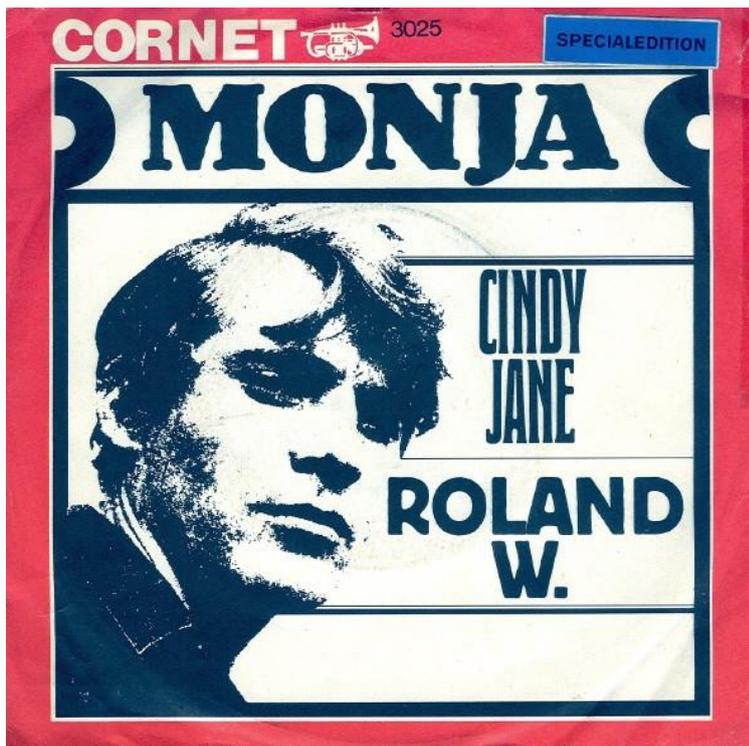
Uschi: Im Hesterkrug in Wahnbek, zum Beispiel.

Gerd: Bei SPLIETH in Rastede, besagter WALDDIELE auch überwiegend. An den meisten Samstagen spielten dort zwei Männer Gitarre und Schlagzeug. Weil die aber am Montag wieder selbst arbeiten mussten, spielten sie am Sonntag nicht, deswegen gab es am Sonntag in der WALDDIELE Musik aus der Musik-Box. Jeder konnte sich für 20 Pfennig ein Lied aus der Musik-Box „kaufen“ – und los ging's! Es war immer spannend, weil man ja nie wusste, welche Auswahl nun die anderen so treffen würden. Aber meist hatten wir ja den gleichen Geschmack. Das waren schon tolle Abende damals!

Jutta: **Was haben die Bands damals gespielt?**

Gerd: Vorwiegend das, was in den Charts war, also das, was die Leute auch hören wollten. Rock'n Roll, Elvis-Songs und auch deutsche Schlager – alles, wonach man gut tanzen oder schwofen konnte. Manchmal hörten sich die nachgespielten Lieder sogar besser an, als die Originale! Die Live-Bands machten schon alle richtig gute Musik.

Uschi: Das war eine schöne Zeit, damals!



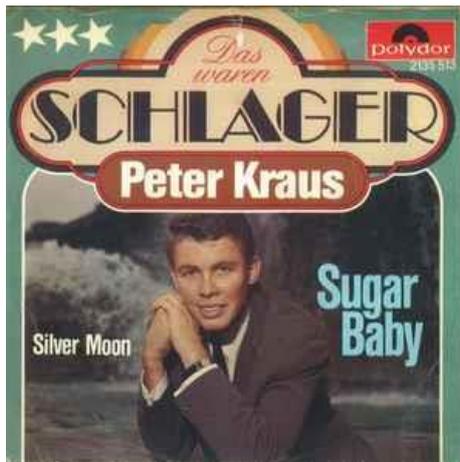
*Nur einer von vielen
Songs, nach denen
man 1967
„Schwofen“ konnte
bzw. musste!*

Quelle www.discogs.de

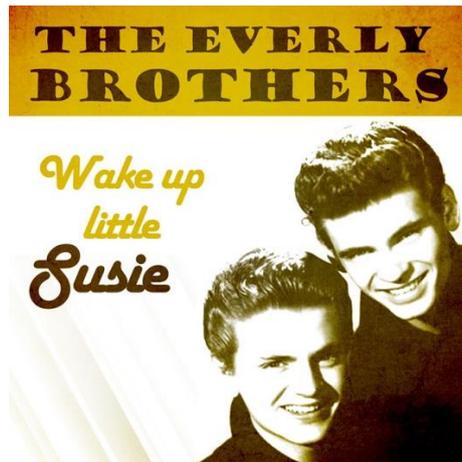
Jutta: **Abgesehen vom Tanzengehen – was habt ihr als Jugendliche bzw. junge Leute eigentlich sonst so gemacht bzw. machen können? Welche Angebote gab es damals für junge Leute in der Region?**

Gerd: Das war natürlich davon abhängig, wofür man sich interessierte. Für mich persönlich war es unbedingt der Sport, vor allem das aktive Fußballspielen. Ich war ab 1965 Mitglied im TuS Wahnbek. Aber das Tanzen mochte ich auch immer gern!

Uschi: Die Vereine haben viel angeboten. Schützenvereine, Sportvereine, Theatergruppen etc. Ich komme ja vom Bauernhof, da gab es immer viel zu tun. Häufig sind wir zu unserer Verwandtschaft nach Wiefelstede gefahren. Da wurden die Pferde angespannt und dann fuhr die ganze Familie mit dem Pferdewagen von Wahnbek nach Wiefelstede.



(Quelle: www.discogs.com)
www.open.spotify.org)



(Quelle:

Ob deutscher Tanzschlager oder Rock'n Roll international – wenn Gerd und Uschi ihre Lieblingslieder von damals benennen sollten: Die Songs der „Everly Brothers“ und SUGAR BABY von „Peter Kraus“ wären mit dabei.

Jutta: Was war denn für euch damals schöner als heute?

Gerd: Das ist sicher eine sehr individuelle Sache und jeder hatte da andere Schwerpunkte und Themen, die ihn bewegten. Rückblickend betrachtet, war irgendwie alles einfacher, unkomplizierter.

Uschi: Vieles war freier. Man konnte überall hingehen, auch als Frau nachts mit dem Fahrrad unterwegs sein. Im ländlichen Bereich gab es ja kaum Kriminalität. Man musste keine Angst haben, wenn man unterwegs war.

Gerd: Das Leben für den Einzelnen war irgendwie einfacher, wir waren nicht so anspruchsvoll. Im Vergleich zu heute, gab es damals noch nicht so viel Druck, den sich die Menschen gemacht haben. Als 15-jähriger gingst du in die Maurerlehre – oder, wie meine Bruder, in die Bäckerlehre – und damit waren wir zufrieden. Heute sind die Eingangsvoraussetzungen ja ganz anders, da musst du ja schon in den meisten Bereichen mindestens die mittlere Reife haben.

Uschi: Die Menschen gingen auch respektvoller miteinander um.

Jutta: Ihr habt häufig von einem Lokal namens KONKEN erzählt. Wer oder was war denn eigentlich KONKEN?

Gerd: KONKEN war eine normale, kleine und gemütliche Kneipe in Rastede-Südende (heute ist dort ein Neubau u.a. mit einem Friseurgeschäft) an der Lindenstraße. Da trafen sich alle aus nächster Umgebung. Aber eben nicht zum Tanzen, sondern auf ein Bier, manchmal auf ein Feierabendbier. Von daher waren dort auch alle Altersgruppen vertreten – von 18 bis 80! Man trank sein Bier oder aß eine Frikadelle; wer es sich erlauben konnte, bestellte sich ein halbes Hähnchen. Änne Konken machte die besten halben Hähnchen, die es weit und breit gab. Das war so der Treffpunkt.

In KONKENs Gastwirtschaft



von links: Gerda Wiechmann, Gerd, Uschi, Änne Konken

Uschi: Als wir zwei, Gerd und ich, dann später zusammen kamen, waren wir häufig dort.

Gerd: KONKEN war eine typische Nachbarschaftskneipe. Dahin kamen alle aus der nahen Umgebung, also Südende und Rastede im Bereich der Lindenstraße, wo das Haus stand. Änne und Willi Konken – das war schon eine Institution. Die Kneipe war klein und eher bescheiden ausgestattet, aber alles pikobello sauber und ordentlich. Die hatten so ein kleines, gemütliches Clubzimmer, eigentlich nur eine Ecke im Kneipenraum. Mein Bruder Hermann ging damals mit seiner Freundin Ingrid und ich mit Uschi. Und wenn wir dann Samstagabend zu

KONKEN kamen, schlugen wir gleich die Richtung „Clubzimmer“ ein, um ein bisschen „für uns allein zu sein“ – ein bisschen kuscheln und so... Willi und Änne Konken wussten schon gut mit den jungen Leuten umzugehen.



Ein Garant für die „richtige“ Stimmung in den romantischen Stunden der 60er: Der unvergessene Roy Black!

(Quelle: www.amazon.de)

Jutta: **Wart ihr eigentlich auch mal in Wiefelstede direkt, also im Dorf?**

Gerd: Selten, Wiefelstede war uns zu weit. Wenn wir da hin und zurück hätten fahren müssen, wäre ja die halbe Nacht vorbei gewesen. (lacht)

Ralf Gerdes

Pottlapott und Schnitzeljagd

Obere
v.lks.:



Reihe

Christian Tapken, Jörg Böhmer (†), Renke Gerdes, Ecki Voelkel

Untere Heide Kuck(Diers), Werner Ripken(†), Jens Geerdes,
Jörg Geerdes, Heini Eilers, Heiko Melzer

Ganz genau weiß ich nicht mehr, wann dieses Foto meines Geburtstages gemacht wurde. Da ich darauf nicht zu sehen bin, durfte ich wohl ausnahmsweise mit dem Fotoapparat meines Vaters fotografieren. Aufgenommen wurde das Bild im Garten des Hauses Kirchstraße 15 in Wiefelstede. Vielleicht war es mein 12. Geburtstag, das wäre dann 1967 gewesen.

Geburtstage waren seinerzeit schon in der Schule ein besonderes Ereignis. Der Tisch im Klassenraum war geschmückt, man bekam ein Geburtstagsständchen und war für den Tag von den Hausaufgaben befreit.

Dann ging es nach Hause und in gespannter Erwartung freute man sich auf den Nachmittag. Im Gegensatz zu heute gestalteten wir die Feier, zumindest was die Spiele anging, weitgehend selber.

Vater arbeitete und Mutter war für Getränke und Kuchen zuständig.

Wir blieben auch nicht im Haus, sondern begannen das Spieleprogramm mit einer zünftigen Schnitzeljagd durch Wiefelstede. Es wurden zwei Mannschaften gewählt, die „Kleinen“ durften mit und der Mannschaftsführer wurde mit einem Stock ausgestattet.

Dieser diente dazu, in regelmäßigen Abständen Markierungen auf die Wege zu machen, denen die suchende Mannschaft folgen musste. Denn diese musste zunächst warten und nach einer festgelegten Zeit durfte sie den Spurenlegern folgen.

Mannschaft 1 versuchte natürlich den Gegner durch falsche Markierung in alle möglichen Richtungen zu verwirren, um nicht so schnell gefunden zu werden. Schließlich suchte man sich ein Ziel aus, an dem man sich versteckte. War dieser Ort vom Suchteam gefunden, mussten die einzelnen Spieler aus Team 1 noch gefunden werden. Die Verstecke wurden mit Bedacht und Fantasie gewählt und so konnte es sein, dass schon mal einer der Jungs oben in einem Baum saß.

War der letzte Spieler gefunden, ging es zur Stärkung wieder in die Kirchstraße. Versteckspiele waren unter uns Jungs ohnehin sehr beliebt. Ich meine mich zu erinnern, dass das zweite Spiel „Pottlapott“ hieß.

Dabei wurde eine Geburtstagsgast (und es kam jeder einmal dran) ausgewählt, der den Pott zu bewachen hatte. Gut war es, wenn ein offener Platz im Garten vorhanden war. Hatten wir, denn Opa hatte einen Baumstumpf eingegraben. Dort wurde Holz geschlagen, aber auch das ein oder andere Huhn verlor dort sein Leben.

Der Pott wurde also auf eben diesem Platz aufgestellt, der Sucher war mit einem Stock ausgestattet und wenn er jemanden der versteckten Mitspieler gefunden hatte, schlug er mit diesem Stock auf den Pott, und rief laut, dass er zum Beispiel Heini in seinem Versteck gesehen hatte.

Nach und nach wurde so einer nach dem anderen gefunden.

Nun musste der Sucher ja seinen Platz aber auch verlassen und sich im Gelände umsehen. Wenn er das tat und jemanden gefunden hatte, musste er schneller beim Pott sein als der Gegner.

Wenn dieser nämlich eher beim Pott war, durfte er ihn wegschlagen und alle bisher gefundenen Geburtstagsgäste durften sich erneut verstecken.

Ich erinnere mich, dass einige meiner Gäste, die vielleicht nicht ganz so schnell waren, mehrere Runden als „Sucher“ spielen mussten, bis diese Aufgabe wechselte.

Sicherlich haben wir, je nach Gastgeber und Jahreszeit, auch andere Spiele gespielt. An diese beiden erinnere ich mich gern und habe auch mal den Versuch gewagt, eine Schnitzeljagd auf dem Kindergeburtstag einer meiner Töchter anzubieten. Einmal hat das auch geklappt und sie fanden es samt ihren Gästen ziemlich cool.

Die Parteienlandschaft in Wiefelstede in den 60er Jahren

Karl-Heinz Würdemann

1976 habe ich eine Examensarbeit über die „kommunalpolitische Entwicklung und Wahlverhalten in Wiefelstede“ geschrieben, die dann als Grundlage weiterer Untersuchungen der Universität Oldenburg diente.

Sie ist heute auch im Archiv des Heimatmuseums in Wiefelstede zu finden.

Für die Nationalsozialisten war Wiefelstede bereits früh eine Hochburg. Sie verstanden es äußerst geschickt, auf die Sorgen und Nöte der Landbevölkerung, insbesondere auch der Landwirte einzugehen und Versprechungen zu machen. Diese latent im Hintergrund bei einigen vorhandene Denkweise nutzte die NPD, um Ende der 60er Jahre kurzfristig relativ große Erfolge zu haben.

Anfang der 60er Jahre gab es einen allgemeinen wirtschaftlichen Aufschwung. Die meisten Ratsmitglieder kamen von der FDP; in einigen Stimmbezirken kam die FDP auf über 80%. SPD und CDU konnten Ortsvereine gründen und einen eigenen Mitgliederbestand aufbauen, Die FDP hatte keinen eigenen Ortsverband. Die Ratsvertreter gehörten aber zum FDP-Kreisverband. Ihre Mitgliedschaft war eher zufällig, weil bestimmte Honoratioren eben auf dieser Liste standen.

Nach 1968 gab es zunehmend kritischere Stimmen der jungen Generation zum Umgang der Älteren mit den Nazis. Vieles, was bisher nicht in Frage gestellt wurde, war plötzlich fragwürdig. Die Bundespolitik mit dem Kanzler W. Brandt mit einer Koalition von SPD mit FDP änderte sich auch. SPD und FDP näherten sich an und fanden in der Friedenspolitik ein gemeinsames Aufgabenfeld. Einem Großteil der Wiefelsteder FDP Honoratioren war diese Bundespolitik zu progressiv und sie traten 1970 zur CDU über. Die gewählten Ratsmitglieder der FDP hatten keinen eigenen offiziellen Ortsverband; sie waren Mitglieder des Kreisverbandes. Außerdem gab es zwei weitere Einzelmitglieder aus Wiefelstede im Kreisverband. Die Kasse der Wiefelsteder war mit 300 DM im Minus und musste von diesen beiden Mitgliedern ausgeglichen werden. Bis zur nächsten Wahl 1972 gelang es diesen beiden, wieder neue Mitglieder und Kandidaten zu gewinnen und einen eigenen Ortsverband zu gründen.

Da CDU und SPD eigene Ortsverbände mit relativ vielen Mitgliedern hatten, konnten sie leichter Kandidaten für die kommunalen Wahllisten gewinnen. .Erst ab Mitte der 60er Jahre kamen beide Parteien auf jeweils über 20 %, während die FDP sich von 70% auf ca. 40% zum Ende der 60er Jahre verringerte.

Nach dem 2. Weltkrieg kamen viele Flüchtlinge aus dem Osten in unsere Gemeinde. Anfangs organisierten sie sich politisch im BHE (Bund der Heimatvertriebenen und Entrechteten) und waren in den 50er Jahren kommunalpolitisch erfolgreich. In den 60er Jahren ging ihr Einfluss jedoch zurück; häufig wechselten sie dann zu den anderen Parteien. Ende der 60er Jahre kam es kurzfristig zu Erfolgen der NPD mit einem Landwirt als Zugpferd, der dann in den 70er Jahren zur CDU wechselte. Die NPD nutzte das latent bei einigen Leuten noch vorhandene rechte Gedankengut aus. Außerdem schürte sie die Angst vor einem Kanzler der SPD. Ab Anfang der 70er Jahre näherten sich die Wahlergebnisse dem Bundestrend an; SPD und CDU erzielten 35-45 %, während die Sonderstellung der FDP, nach dem Übertritt der Fraktion zur CDU beendet wurde. Die FDP stabilisierte sich dann bei 15-20 %.

Ehrenamtlicher Bürgermeister war in den 60er Jahren der Landwirt Heinrich Klarmann von der FDP. Gemeindedirektor war Wilhelm Rippen.

Martina Höpken

Familiengründung in den 60ern

Verliebt – verlobt – verheiratet – 3 Töchter

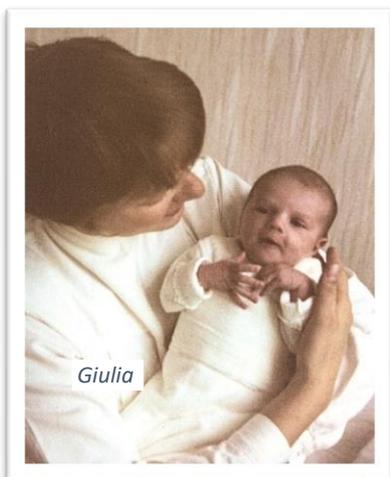
Vorweg:

1958 bin ich als 15-jährige Schülerin mit meinen Eltern und meinen drei Geschwistern aus der DDR geflohen. In der BRD konnte ich nicht weiter zum Gymnasium gehen, da ich als einzige Fremdsprache Russisch gehabt hatte. (Immerhin konnte ich als Studienrätin ab 1995 Gymnasiasten unterrichten.)

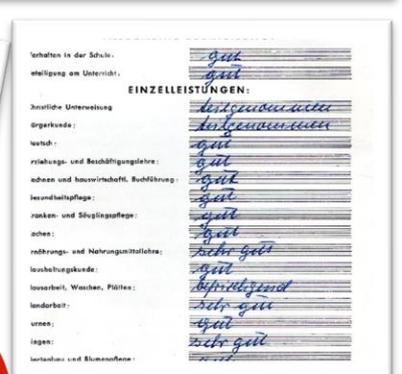
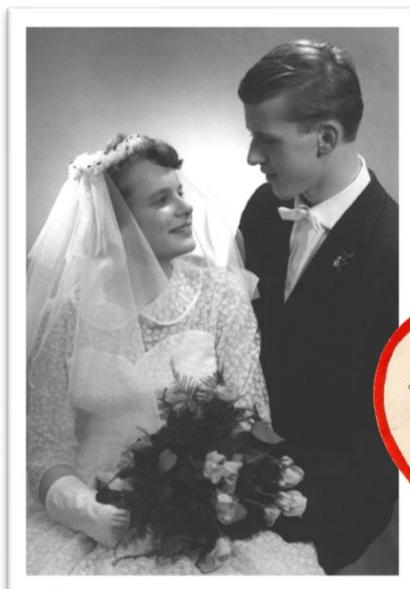
Bei jungen Menschen sollte es zuerst um eine solide Ausbildung gehen. Bei mir war es der Besuch der Haushaltungsschule in Rastede. „Noch am Ende des zweiten Weltkrieges war die Gemeinde Wiefelstede rein landwirtschaftlich ausgerichtet“, d.h. die Mädchen konnten nach der Volksschule auf ihre Lebensaufgaben Hausfrau, Mutter und Hilfe auf dem Bauernhof vorbereitet werden. „Mit dem Strukturwandel in der Landwirtschaft wurde die Schaffung gewerblicher Arbeitsplätze notwendig“ und damit auch die berufliche Bildung von Mädchen auf dem Lande möglich.

Mit meiner Ausbildung als Steuerfachgehilfin in Wiefelstede und dem allgemeinen Berufsschulbesuch in Rastede und dem Berufsfachschulbesuch in Oldenburg (Städtische Handelslehranstalt) war also die Grundlage für mein zunehmendes Selbstbewusstsein gelegt. Die Ausbildung dauerte 3 Jahre. Ab dieser Zeit gehörten die Theaterbesuche des Jugendbesucherringes der Gemeinden Rastede und Wiefelstede zu meiner Freizeitgestaltung. Nach dem Alphabet saß ich neben Gerd Höpken (Cordes, Höpken, Nüchterlein, ...). Wir verabredeten uns zum Kinobesuch „Sein letzter Befehl“ mit John Wayne und gründeten später eine Familie.

Die Geburten unserer Töchter erfolgten im evangelischen Krankenhaus (nicht im Pius) in Oldenburg. Zu der Zeit lagen bis zu acht junge Mütter in einem Raum. Bei der ersten Geburt hatte ich Glück: Mein Bett stand mit der „Breitseite“ an der Wand. So konnte ich mich „zurückziehen“ und musste nur



die Geräusche (Weinen, Gespräche usw.) der anderen Frauen und Besuche ertragen. Andere Betten standen mitten im Zimmer und



hatten den Vorteil nicht. Die Toiletten waren vom



Flur aus zu

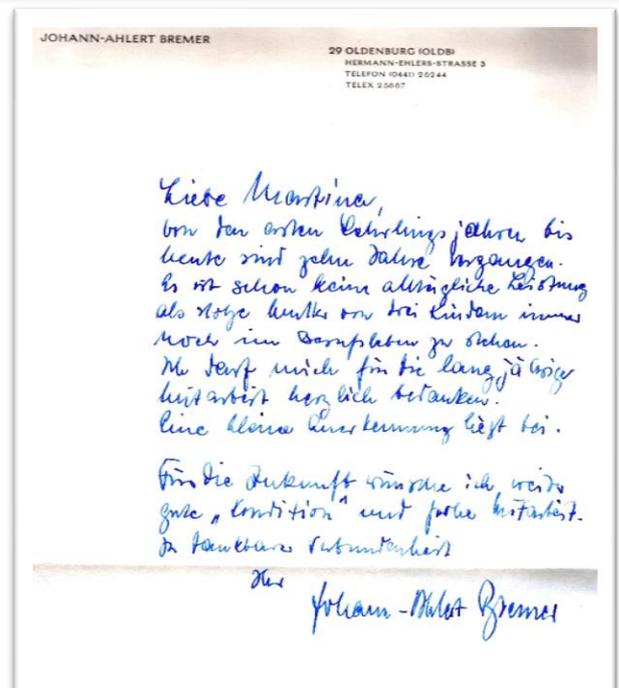
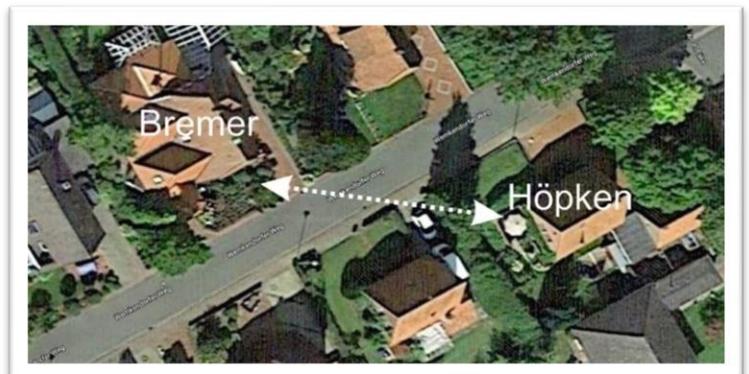
erreichen. Wenn man Hilfe brauchte, musste man klingeln, nachts ging dann das Deckenlicht (für alle) an. Diese Unterbrechung des Schlafes ist nur eine, denn die Säuglinge wurden alle 4 Stunden hereingefahren. Die Kinder wurden gestillt und die evtl. überschüssige abgepumpte Milch wurde „bedürftigen“ Säuglingen z.B. Zwillingen oder Frühchen gegeben.

Es gab viel zu organisieren: Arbeit, Einkommen, Wohnung, Freizeit, Unterbringung der 3 Töchter während der Berufstätigkeit der Eltern.

ARBEIT

Nach der Ausbildung wurde ich übernommen. Die Samstagsarbeitszeit wurde später auf die restlichen Tage verteilt und es gab den freien Samstag. Ich arbeitete vormittags halbtags und konnte so vom Büro des Steuerbüros Bremer (Wemkendorfer Weg 9) unsere Töchter, die nach und nach im Kinderwagen gegenüber im Garten des Hauses Wemkendorfer Weg 22 standen, bei offenem Fenster hören, wenn sie wach waren und mich um sie kümmern. Gesetzlich stand mir eine halbe Stunde Pause dafür zu. Bei Regen und Nebel machten wir die „Abdeckung“ auf den Wagen. Meine Schwiegermutter Marga Höpken versorgte die Kinder in der übrigen Zeit. Nach dem Mittagessen nahm ich die Kinder wieder mit zu uns nach Hause.

1967 zog das Büro Bremer mit inzwischen erweitertem Personal, von 2 auf 4, nach Oldenburg (Hermann-Ehlers-Str. 3). Das ergab eine Änderung der Arbeitszeit: Montag bis Mittwoch, bei Bedarf wurde auch am Donnerstag oder Freitag gearbeitet von 7.45 Uhr bis 17.00 Uhr. In der 3/4 Std. Pause aßen wir in der Kantine der Hauptpost Post (Kontakt durch den Briefträger) oder im Ottilie-Hoffmann-Haus gegenüber dem Theater zu Mittag.



Dieses Bild zeigt noch das kleine Büro in Wiefelstede mit den drei Schreibtischen und einem meterlangen Journal. Mit einem Ölofen wurde geheizt.

Das „Betriebsklima“ war sehr persönlich. Außer der Buchführung mit den meterlangen Journalen oder Karten, Erstellen der Steuererklärungen oder Ausarbeitung von Programmen für den



Im Steuerbüro in Wiefelstede



Der neue Computer



Das Team in Oldenburg

Computer mit Plotter (50.000 DM und einem Kassensbon ähnlichen Ausdruck) machten

wir auch Betriebsausflüge u.a. mit dem Schiff nach



Wangerooge.



Für meine Fahrten nach Oldenburg benötigten wir zu unserem Auto (in den 60ern Renault 4CV, Trabant 601, Renault R4) ein zweites Auto. Wir kauften am 30. Januar 1969 einen VW-Käfer für 300 DM. Bis dahin fuhr ich mit einem Nachbarn

mit - manchmal Wiefelstede.

Shangri-La, Nähe der PH diskutierten im

die augenblickliche politische Lage. Mein Gehalt stieg bis zum Beginn meines Studiums 1974 auf 600,00 DM (brutto). Um unsere finanziellen Mittel aufzustocken, machte ich in Heimarbeit die Buchführung für mehrere Betriebe. Mein Mann Gerd Höpken hat 1965 mit dem Studium an der Pädagogischen Hochschule in Oldenburg begonnen. In der studienfreien Zeit fuhr er Taxi in Oldenburg.

morgens nach Oldenburg und abends unterschiedlichen Fahrgelegenheiten auch per Anhalter - zurück nach Dienstags saßen wir meistens im einem asiatischen Restaurant in der und SDS über



Betriebsausflug nach Wangerooge



Giulia an unserem Renault 4CV

WOHNUNG



Bis zur Geburt unserer ersten Tochter Giulia wohnten wir getrennt bei unseren Eltern.

Durch Beziehungen gelang es uns 2 teilmöblierte Räume in einem Bauernhaus

(Kortebrügger Straße Nr. 7) zu mieten. In der gemeinsamen Küche hatten wir einen 2-Platten-Herd. Als Badezimmer konnten wir uns die alte Melkkammer einrichten. Es gab fließend (kalt)

Wasser und einen Heizstrahler über dem Waschbecken. Mit der angekündigten Geburt unserer dritten Tochter Constanze wurde der Wohnraum zu klein und unsere Suche nach einer größeren Wohnung hatte Erfolg: Kirchstraße Nr. 10 über dem damaligen Schuhgeschäft Gerdes: 4 Zimmer, Wintergarten, Badezimmer und ein großer Flur brachte Bewegungsfreiheit – aber nicht zu viel, wenn Kundschaft im Laden war!



Der Badeofen wurde mit Torf beheizt und der Balkon durfte nicht betreten werden.

Die Möblierung der Räume wurde überwiegend mit Eigenbaumöbeln (Tisch aus Buchenholz ebenso die Polstergarnitur mit individuell gefertigten Polstern, Schreibtisch mit Resopal Platte, geschweißter Schreibtischstuhl usw.) eingerichtet.



Nachdem die Suche nach einem Haus vergeblich war, wurde beschlossen auf dem großen Grundstück am Wemkendorfer Weg 22 Hinterbebauung zu beantragen. Sie wurde genehmigt. Wir zogen 1969 in das „alte Haus“ am Wemkendorfer Weg 22 und Gerds Eltern in den Neubau. Nach einigen Umbauten hatte jedes Kind ein Zimmer für sich.

EINKOMMEN

Das Einkommen der fünfköpfigen Familie setzte sich z.B. monatlich ab 01.01.1969 wie folgt zusammen:

Dazu kam das Geld für die Heim-Buchführung

	DM	DM	DM
Gerds (Kriegswaisen-) Rente		59,30	
Halbtagsbeschäftigung	539,00		
- Lohnsteuer	10,30		
- Kirchensteuer	1,03		
- Krankenkasse	71,00	456,67	
Honnefer Modell Stipendium		320,00	
Kindergeld ab 2. Kind 25 DM		50,00	885,97

Die davon zu bestreitenden Ausgaben waren z.B. 1969:

Miete einschl. Nebenkosten- Wohngeld	297,00 DM
Studienbeiträge	
Unterhalt für die Autos	
Fahrtkosten nach Oldenburg	
Kindergartenbeiträge Rastede 20,00 DM und Hahn 40,00 DM/Monat pro Kind; zusätzlich Fahrtkosten	40,00 DM
Lebensmittel und Kleidung für die ganze Familie	
Zuwendungen der Eltern und Schwiegereltern je nach Bedarf für Lebensmittel (Einkauf bei Erich Ripken, die Kassenzettel wurden alle per Hand geschrieben, leider habe ich nur noch den einen gefunden.) oder die Übernahme der Kosten der Autoversicherungen u.ä. So konnten wir auch noch einen Bausparvertrag abschließen und	Übersetzung: 4 ₰ Mehl 1,60 1 ₰ Flocken 0,50 ? 0,25 1 ½ ₰ Marg. 0,35 3 ₰ Nudeln 1,11 <u>1 L. Kuchen 1,55</u> 6,66



Heinrich und Marga Höpken

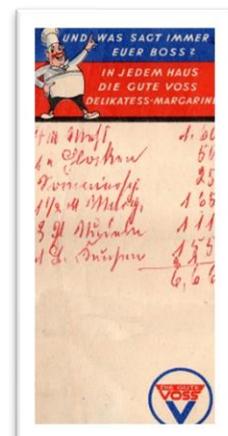


Annemarie und Fritz Voelkel

FREIZEIT

Außer Arbeit und Studium gab es auch Freizeit!

Diese nutzten wir für gemeinsame Unternehmungen.





Unsere Kinder und die der Nachbarn



Das erste Fahrrad: die kleine „Kuff“



Viele Aktivitäten der Kinder spielten sich auf der Straße (Wemkendorfer Weg) und Nachbarschaft ab.

Die Kinder lernen Dreirad-, Fahrrad- und Kettcar fahren und selbständig Entscheidungen zu treffen. Natürlich gab Tiere: Kaninchen, Hunde, Katzen,

Wellensittiche, Schmuckschildkröten, Goldfische und Fliegen (Einer bestimmten Spezies – „Brummer“ - wurde ein leichter Faden um den Hals gebunden (nicht zu fest und dann durften sie – festgebunden am Lenker – mit dem Rad mitfahren.)



in der

es auch



Wemkendorfer Weg 22, auf dem Rasen



Wemkendorfer Weg, Richtung Wemkendorf

Es gab Weihnachten und Schnee. Und dann gab es noch die Ausflüge mit Oma und Opa.

... auch als 2-Sitzer



Familientransport

Weihnachten in Osterscheps

Alle drei hatten dann die gleichen „Modellkleider“ (genäht von Anne Thien) an. Zum Fasching waren die Kostüme unterschiedlich bunt.



Das erste Kettcar

Unsere längeren Reisen beschränkten sich auf Jugendherbergen bzw. auf Besuche incl. Übernachtung bei Freunden und Verwandten.
 Ab 1964 fuhren wir regelmäßig zu meinen Verwandten bzw. Freunden in die DDR. Die Anträge zur Einreise mussten von uns und unseren Gastgebern gestellt werden. Meine Tante Herta schrieb direkt an den Rat des Kreises

Herta Weber,
 Weissenfels
 Karl-Marx-Siedlung

Weissenfels, dem 2.4.1964

Antrag auf Einreise in die DDR Ausfüllen in Blockschrift / Complete in block letters / Remplir en majuscules

Application for entry into the GDR / Demande d'entrée en R.D.A.

Familienname / Family name / Nom de famille: Geburtsname / Maiden name / Nom de jeune fille:

Vorname / First name / Prénom: Geburtdatum und -ort / Date and place of birth / Date et lieu de naissance

Wohnsitz / Residence: Postleitzahl / Postal address (incl. district) / Adresse complète:

Nr. des Passes und Ausstellungsbehörde: / Number of passport and issued by: / No. du passeport et autorité délivrante

Ausübter Tätigkeit: / Present occupation, / Emploi actuel: Erlerner Beruf: / Occupation learned / Profession

Arbeitsstelle / Name and address of employer / Employé chez:

Beabsichtigte Dauer des Aufenthaltes in der DDR / Duration of stay in the GDR / Durée du séjour en R.D.A.:

Zweck der Reise: / Purpose of the journey / Motif du voyage

Grenzübergangsstelle / Border crossing point / Point de passage:



Wintervergnügen

at des Kreises Weissenfels,
 Weissenfels
 Langendorfer Str.

str.: Antrag auf Erteilung einer Aufenthaltsgenehmigung für Westdeutsche

meine Nichte und mein Neffe, das Ehepaar Höpken aus Wiefstede . Oldenburg i.O., traten an mich mit der Bitte, für sie beide und ihr Kleinkind eine Aufenthaltsgenehmigung nach hier zu beantragen. Eine darauf erfolgte Anfrage beim Rat der Stadt ergab, daß nur Verwandte i.u.z. eine Einreise erhalten könnten. Ich wende mich daher mit meiner Anfrage an Sie. Ich merke mich hier zu noch folgendes: Das junge Ehepaar (21 und 23 Jahre) möchte hier seinen Urlaub verbringen. Mir ist bekannt, daß mein Neffe, Gerd Höpken, Interesse für unsere Republik zeigt und bisher in Westdeutschland nicht die Möglichkeit hatte, das wirkliche Leben und Schaffen in unserem Arbeiter- und Bauernstaat kennenzulernen. Er sah lediglich einmal bei einem kurzen Besuch einen Teil unserer Hauptstadt. Um gewecktes Interesse zu fördern und manche Unkenntnis zu klären, würde ich es begrüßen, wenn Sie mir in diesem Falle helfen könnten, um eine Aufenthaltsgenehmigung für die beiden jungen Leute zu erhalten. In diesem Zusammenhang möchte ich allerdings noch erwähnen, daß meine Nichte, Martina Höpken, geb. Nüchterlein, in Weissenfels geboren ist (1943) und 15-jährig von ihren Eltern nach Westdeutschland mitgenommen wurde. Meine Nichte lebte lange Jahre in unserem Hause. Ich bitte um Prüfung und um Ihren freundlichen Bescheid.

(Telefon zu erreichen: 3281/267)

MINISTERRAT DER DEUTSCHEN DEMOKRATISCHEN REPUBLIK
 Ministerium des Innern

CD 374734 den 21.03.69

Berechtigungsschein zum Empfang eines Visums

Herr ~~HOE~~ HOEPKEN
 GERD
 Geburtsdatum 21.04.41
 ist berechtigt, ein Visum zur Einreise ~~XXXXXXXX~~ EIN malig
 vom 23.04.69 bis 30.04.69 MIT Kraftfahrzeug
 nach KREIS ZEITZ

zu empfangen.
 Dieser Berechtigungsschein gilt auch für ~~-----~~ mitreisende Kinder.
 Das Visum wird gebührenpflichtig ~~XXXXXXXX~~ erteilt.

Siegel *Dresser*

Bitte Rückseite beachten! Please turn over!

ERKLÄRUNG*
 über mitgeführte Gegenstände und Zahlungsmittel

Inhaber des Personaldokuments Nr. _____

In die DDR eingeführte Zahlungsmittel

Währung	Betrag in Ziffern

Zum Verbleib in der DDR bestimmte Gegenstände:

Bezeichnung	Anzahl/Menge

Fahrkarte Nr. N 09369

Schnellzug

für ~~-----~~ Pers voll Preis // Pers halb Preis

von Weissenfels

nach Kassel

über Erfurt - Gotha - Jena

1. KI M 2. KI M

INTERSHOP-RECHNUNG B 492876

Abbr	200	700
1. Wismarstr.	200	700
2. Halle 11. II	250	260
3. Wein	170	170
4. Kfz. Werk	170	170
5. Jagdrev.	40	40
6. Jhd. Ker	340	340
7. Sch. Ausg. pass	270	270
Rechnungsbetrag in US-\$		2270

Annehmehabendeinigung für fremde Währung

Annahmeh-Satz: Beschalt in bezogene Währung: 2270

Datum: _____

Stempel: 100 10.000

Nicht für den Weiterverkauf bestimmt!



Dresden - Ruine der Frauenkirche

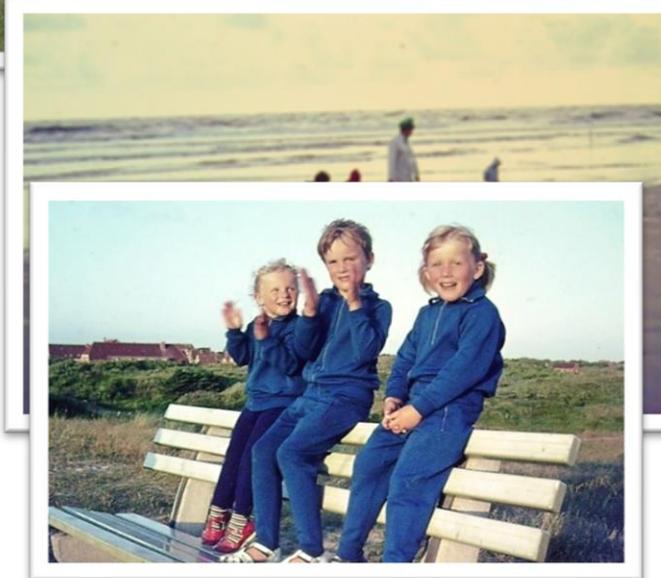
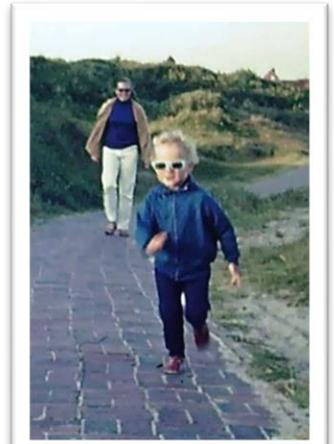


(hier als Kopie). Wir konnten mit Giulia einreisen. Natürlich wurde auch im Intershop eingekauft.

1965: Zu Besuch in der Jugendherberge Ennigloh, in der Gerd im Rahmen seines Studiums ein Sozialpraktikum machte. Claudia war nur wenige Wochen alt. Sie schlief im Kinderwagen. Im Waschraum der Jugendherberge wurde sie im Waschbecken gebadet, die ersten Wegwerfwindeln (Zellstoff in einem Netzschlauch zum Abschneiden) benutzt und dann gestillt. So konnte ich ohne große Mühe am Programm der Jugendlichen teilnehmen. Anschließend brachte uns Gerd Zsolt nach Budapest. Unser Freund Zsolt (s. Text von



Dresden
Kulturpalast



Gerd
Höpken)
war von
Claudia
begeistert.



Weißenfels

1969: Jugendherberge auf der Nordseeinsel Spiekeroog. Das Programm machten wir selbst ebenso wie das abwechselnde Kochen für uns und alle Gäste.



Durch meine „Haus-Buchführungs-Beziehungen“ konnten wir an der Kiesgrube in Nethen ein Seegrundstück pachten. Wir haben es ausgiebig genutzt.

Und nun der eigentliche Grund, mich an dieser „Schreiberei“ zu beteiligen:

Die Aufbewahrung der Kinder während der Abwesenheit der Eltern

In meinen Tagebuchaufzeichnungen habe ich folgendes gefunden:

Unsere Kinder wurden schon von (ganz) klein auf durch mehrere Personen betreut. Z.B. vormittags schob ich mit dem Kinderwagen, zwei Kindern und der schmutzigen Wäsche durchs Dorf. Gab die Kinder und Wäsche ab und ging ins Büro. Mittags nach dem Essen nahm ich sie wieder mit nach Hause. Ab 1967 brachten wir die Kinder Sonntagabend zum Wemkendorfer Weg und holten sie am Mittwoch nach der Arbeit wieder zur Kirchstraße Nr. 10 ab. In den Wohnungen (Häusern) unserer Eltern waren jeweils 3 Kinderbetten in den entsprechenden Zimmern.

Nun gab es Gelegenheiten, in denen die Großeltern keine Zeit zum Betreuen hatten, dann nahmen diese Aufgabe meine Geschwister Hannes, Gabi und Ekki wahr. Soweit es ging, habe ich die Kinder auch mit nach Oldenburg ins Büro mitgenommen oder Gerd nahm sie mit zur Pädagogischen Hochschule. Mit Gerds Vater durften sie auch mal mit in das Labor der Molkerei (Kuhsilhouetten in den Kontrollbüchern anmalen). Manchmal hat auch eine Schülerin auf die drei



aufgepasst, aber nur so lange bis sich herausstellte, dass die Spardosen der Kinder eher leichter als schwerer wurden.

Um uns und den Kindern eine geregelte „Betreuungszeit“ zu verschaffen, organisierten wir im Kindergarten Rastede einige Stunden Betreuung für Claudia und Constanze. Giulia ging inzwischen zur Schule. Mit PKWs transportierten wir auch die Nachbarskinder mit zum Kindergarten in der Mühlenstraße, solange bis die Gemeinde Rastede uns dort nicht weiter aufnehmen konnte. Wir mussten in den Kindergarten in Hahn ausweichen (40,00 DM/Kind statt 20,00).

Am 07. Oktober 1970 treffen wir Frauen uns im Café bei Bäcker Bremer. (Gab es damals!) Wir wollen einen Zuschuss zum Kindergartenbeitrag oder die gesamte Übernahme der Fahrtkosten nach Hahn. Bei dem Gespräch am 08. Oktober mit dem Gemeindedirektor Rippen bekommen wir folgenden Vorschlag: 50% pauschal und keine Einzelanträge. Wir stellen einen Antrag. Als es zu keinem Ergebnis (Zuschuss) kommt, lassen wir durchblicken die NWZ einzuschalten und schreiben einen Leserbrief, dass wir mit den Kindern das Rathaus besetzen, da doch seit 5 Jahren genügend Platz (nur für Männer – „Gemeindeväter“) sei. Ich werde



gewarnt: Sollte ich noch mehr in Bezug auf Zuschüsse oder Bau eines Kindergartens unternehmen, dann wird der Gemeindedirektor Rippen privat

gegen mich „vorgehen“.

Es dauerte keine zwei Jahre, und Wiefelstede hatte seinen ersten Kindergarten.

2022: Der erste Kindergarten hat 50-jähriges Jubiläum.

1960 - 1. Schultag in Bokel

Eckard Klages

Vor der Schule in Bokel stehen 7 aufgeregte Kinder mit ihren Müttern und halten ihre Schultüten fest. Es ist noch nicht lange her, dass die Kinder wieder Schultüten mit einigen Süßigkeiten bekommen. Endlich ein Schulkind sein – für viele ein höchst erstrebenswertes Ziel, auch wenn sie nur wenig Vorstellungen davon haben, was „Lernen in der Schule“ eigentlich bedeutet.



Bild privat

Lisa Diers, Klaus Fastje
Magrit Rohde, Renate Vogt, Sigrid
Klostermann, Waldtraut Müller, Hilde Schirmer
(von Links)

Die erste Schulstunde lässt nicht lange auf sich warten. Staunend schlagen die Kinder ihre Fibel auf. Die Bilder zeigen das Leben in Stadt und Land in friedlichen Szenen. „Tut ein Auto“, so beginnt die erste Lektion. „Jochen fährt im Auto“ und „Grete fährt im Auto“.

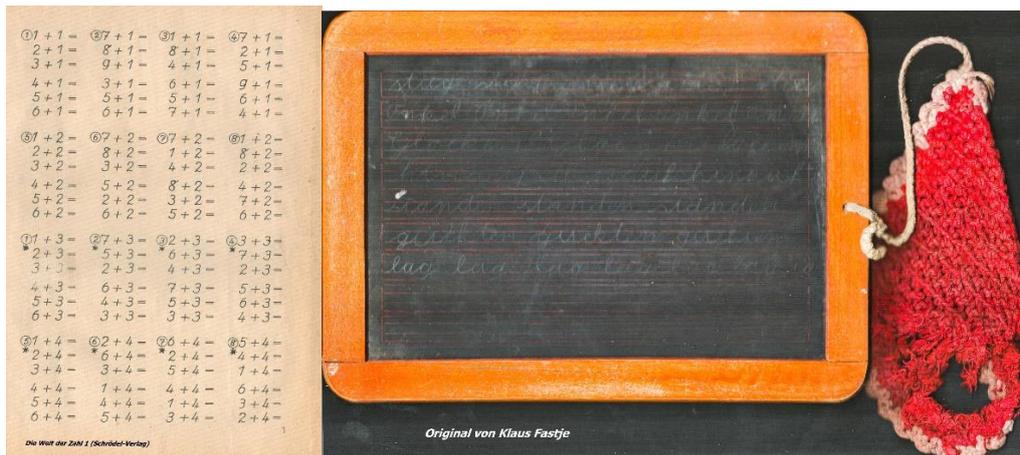
Die Buchstaben werden mit dem Griffel auf der Schiefertafel geschrieben. Dann wird die Schiefertafel umgedreht. Dort stehen die Rechenkästchen. In dem Buch: „Die Welt der Zahl“ beginnen die Kinder mit

$$1+1 =$$

$$2+ 1 =$$

$$3+ 1 =$$

usw.



Die erste Hausaufgabe gibt es vor Unterrichtsschluss: Sammelt leere Samentütchen, damit wir sie in der Schule ausstellen können. Eine Aufgabe, für die Vorbereitung der Arbeit im Schulgarten.

Der Wochenplan sieht vor, sich mit dem Verhalten im Verkehr zu beschäftigen, Rolle vorwärts, Rolle rückwärts und Jägerball im Sportunterricht. Im Religionsunterricht geht es um große und kleine Leute, im Musikunterricht ist das Lied: „60 kleine Kinder seh ich gehn“ dran und im Kunstunterricht geht es um die Deckfarben.

Es geht von Anfang an mit festem Stundenplan los. Schon in der zweiten Woche wird das erste kleine Diktat geschrieben und gerechnet wird schnell im Bereich bis Hundert.

Schon im Mai finden sich erste Leseübungen aus dem Lesebuch „Das weite Tor“

Gedichte und Lieder auswendig lernen, gehört von Anfang an dazu.

***„In der Schule ist es fein!
 Mal rechnen wir, mal lesen wir,
 mal spiel'n wir draußen rum,
 mal schreiben wir, mal malen wir, wer lernt, der bleibt nicht dumm.
 Mal singen wir, mal turnen wir,
 mal hör'n wir Märchen an,
 mal bauen wir, mal schauen wir,
 wer selbst erzählen kann.
 Mal schwatzen wir, mal zanken wir,
 mal ist die Schule aus,
 Mal hüpfen wir, mal schlüpfen wir
 vergnügt und froh nach Haus.“***



Klaus Fastje, ebenfalls 1960 eingeschult, erinnert sich: Morgens begann der Unterricht mit einem Lied. Vorher passierte nichts.

„In unserem Klassenraum waren die Klassenjahrgänge 1-4 untergebracht, wir sangen alle zusammen.“ Klaus Fastje erinnert sich an viele Lieder. Die Texte standen alle in der Mundorgel, mussten aber auch auswendig gelernt werden.

Auswendig lernen war ein klares pädagogisches Ziel. Im Jahresplan von Egon Strauß stehen 24 Lieder und 24 Gedichte für das 1. Schuljahr.

Selbstverständlich waren die Pläne an die Jahreszeiten gebunden.

Im Märzen der Bauer

Der Mai, der Mai, der lustige Mai

Die Gedanken sind frei

Aus grauer Städte Mauern

Lütt Matten de Haas

Leise rieselt der Schnee

Laßt uns froh und munter sein

Jederzeit konnte der Lehrer bei Veranstaltungen im Dorf mit seinen Schülerinnen und Schülern auftreten und ein paar Lieder zum Besten geben. Egon Strauß, der sich nach eigener Darstellung für nicht besonders musikalisch hielt, hat diese Stunden gern mit seinem Kollegen Vogelsang getauscht, der als Chorleiter des Männergesangsvereins, ganz sicher und gern diese Stunden gestalten konnte.

Die Gedichte orientierten sich an der Lebensumwelt der Kinder und waren zum Teil auch sehr christlich orientiert.

Mädchen im Stoppelfeld
Dorfmusik
Von Gott kommt alles her
Der kleine Baumeister
Knecht Ruprecht
Wenn es Winter wird

Da viele Kinder mit der plattdeutschen Sprache aufgewachsen sind, war die Schule vorrangig dafür da, Hochdeutsch zu lernen. Nicht alle Lehrer waren der Plattdeutschen Sprache mächtig und verstanden zum Teil nicht, was die Kinder miteinander sprachen. Im Lesebuch findet sich kein einziges plattdeutsches Lied oder ein Gedicht. Trotzdem haben die Lehrer gern auch mal ein plattdeutsches Gedicht mit aufgenommen. Im Jahresplan findet sich das Gedicht:

Ik weer Bur
Mien Vadder, ja, dat is'n Buur,
un Buur will ik ok weern.
Man hett't den öwerlang woll stur,
man arbeiten do ik gern.

Us Naber sien will Schoolmester weern,
Na, laat em, wenn he't mag!
Ik gah na School just nich so geern,
ik bin van anner Slag.

Ik hool väl mehr van Päär un Keuh,
vää'l mehr as van't Studeern.
Meet avers nich, ik wer so leu,
Ik kann ok ganz goot lehrn.

Awer immer inne School to stahn,
Dat hebb ik inne Luur.
Ik mak lewer up'n Acker gahn,
Nä, Kinners, ik wer Buur.
Hans Westing

Heimatkunde war ein zentraler Unterrichtsstoff, vor allem in den ersten vier Jahren. Es begann mit dem Elternhaus und der Schule, die Bokeler Burg und der Mansholter Busch. Ein Unterrichtsgang war schnell organisiert, konnte in der Regel aber nur mit den jeweils 4 Jahrgängen eines Lehrers durchgeführt werden. Es ging also immer auch darum, Aufgaben für alle 4 Jahrgangsstufen zu finden.

Für das Kennenlernen der weiteren Umgebung, Friesland, Wesermarsch, Bremen und Oldenburger Land, gab es Diareihen mit Fotos von allen markanten Punkten. Einmal im Monat fuhr ein Lehrer, mit dem Fahrrad zur Kreisbildstelle und holte die Diareihen oder Filme, die gerade gebraucht wurden. „*Vom Korn zum Brot*“, „*Die Hühnengräber in der norddeutschen Tiefebene*“ und „*Neulandgewinnung in der Marsch*“, unterstützten den Heimatkundeunterricht. Von Medienüberflutung war noch keine Rede. Es gab selbstverständlich die Wandtafel, von der auf die Schiefertafel abgeschrieben wurde. Und einige Wandbilder zu verschiedenen Themen, die ebenfalls abgeschrieben oder auch mal abgemalt wurden.

„In den Pausen spielten wir Fußball oder wir trugen Kämpfe miteinander aus. Wer der „Stärkste“ war, wurde täglich neu ausgekämpft und das hatte eine ungeheuer wichtige Bedeutung für uns.“ (Klaus Fastje)

Die Aufsicht wurde von den Lehrern (Egon Strauß und Heinrich Vogelsang) häufiger durch die Fensterfront erledigt. Wurde ein Schüler dabei erwischt, dass er Unfug gemacht hatte, kam der „Rohrstock“ zum Einsatz. Der Schüler musste sich bäuchlings auf den Tisch legen und wurde dann mit Schlägen bestraft. (Klaus Fastje)

Erst 1973 wurde die Prügelstrafe komplett abgeschafft. In einigen Bundesländern wurden bis dahin den Schulen sogar Rohrstöcke kostenlos zur Verfügung gestellt. Verboten war es, Kinder an den Kopf zu schlagen. Ab 1967 durften nur noch Schüler und Schülerinnen aus den oberen Klassen körperlich gezüchtigt werden. Klaus erinnert sich: „*Jeder Lehrer hatte so seine eigenen Strafmethoden. Der eine schlug in die Hand, der nächste schmiss mit dem Schlüsselbund. Auch unter sehr gemeinen Methoden hatten Schülerinnen und Schüler zu leiden, z.B. „Schnüffel mal, ob das Ammoniak ist.“ Das war nicht in Bokel!*

Der Unterricht war sehr praktisch orientiert. „Wir zerlegen eine Roggenähre“ und „Keimversuche mit Roggenkörnern“ waren Unterrichtsstunden, die direkt aus der Lebensumwelt der Schüler kam. Roggenähren zu besorgen war in der entsprechenden Jahreszeit eine leicht zu bewältigende Hausaufgabe. Beim Unterrichtsgang sah man dann dem Selbstbinder bei der Ernte zu und im

Kunstunterricht wurde ein Bild gemalt: „Der Roggen wird eingefahren“. In Heimatkunde hieß es in der gleichen Woche: „Vom Korn zum Brot“. Dazu gab es dann einen Film. Aus dem Korn wurde Mehl gemahlen und es wurde in der Schule mit dem Dreschflegel Korn gedroschen. Auch an der Herstellung von Haferflocken konnten die Kinder sich versuchen. Wurde im Dorf mit dem Mähdrescher Korn gedroschen, lief man dort hin und sah sich das aus der Nähe an. Zum Winter kam der Förster in die Schule und erklärte den Klassen den richtigen Umgang mit der Vogelschar im Winter.

Der Sportunterricht fand grundsätzlich auf dem Schulhof oder im freien Gelände statt. Auf dem Schulhof war ein Barren und ein Reck einbetoniert, das musste reichen. Alle Ballspiele fanden auf dem Schulhof statt. Für die Kurzstreckenläufe ging es auf die Mansholter Straße. Die Strecken wurden dazu mit dem Bandmaß abgemessen. Bundesjugendspiele fanden in Neuenkrüge statt, oder später auch in Bokel selbst.

Klaus Fastje erinnert sich an Enno Bäumer (sehr bekannter Fußballer beim VfB Oldenburg), der war als Lehramtsstudent in Bokel und hat bei den Jungen die Begeisterung für den Fußballsport noch verstärkt. Klaus Fastje ist dem Fußballsport jahrzehntelang aktiv treu geblieben.

Wann immer es passte, wurde der Lernort gewechselt, neben regelmäßigen Besuchen im Mansholter Busch, häufig in Begleitung des Försters, ging es regelmäßig zur Bokeler Burg. Ins Stellmoor, zum Kaufmann Martens, zum Schuster Ostendorf nach Leuchtenburg, zu den Bauern in der Umgebung. Immer verbunden mit vorbereitenden Aufgaben, die der Jahreszeit angepasst waren. Es wurde grundsätzlich gelaufen! Dieter Buschmann erinnert sich daran, dass sie einmal von Bad Zwischenahn aus zurückgelaufen sind.

Eine Pflichtveranstaltung für Lehrer bestand in den wöchentlichen Belehrungen. Sie mussten ins Klassenbuch eingetragen werden und bei den regelmäßigen Besuchen dem Schulrat vorgelegt werden. Die Belehrungen und die Verkehrserziehung zeigen die Lebensumstände 15 Jahre nach Ende des Krieges. Eine Auswahl:

Finger weg von Waffen, Munition und Sprengkörpern

Gefahren beim Drachensteigen

Vorsicht beim Umgang mit Fahrtenmessern und Zwillen

Das „Schmullen“ ist verboten

Lasst weggeworfene Taschentücher *liegen*

Das Schneeballwerfen ist auf dem Schulplatz verboten

Vorsicht im Straßenverkehr, besonders bei Glätte.

Wenn wir ‚dune‘ Leute sehen, machen wir einen großen Bogen um sie.

Das erste Schuljahr geht dem Ende zu. Die Kinder können leichte Texte lesen, haben 31 Diktate geschrieben. Die Anfangsgründe der Grammatik beherrschen sie ebenfalls. Schriftliches Addieren und Subtrahieren haben sie gelernt. Die Zahlenreihe bis 10000, Textaufgaben, das kleine Einmaleins und Kopfrechnen. Sie können viele Lieder auswendig singen und Gedichte aufsagen.

Durch die vielen Unterrichtsgänge haben sie ihre Heimat bewusst kennengelernt und auch einige Berufe aus der näheren Umgebung. Sie können etwas besser malen und zeichnen. Sie kennen die Tiere, die in ihrer Lebensumwelt vorkommen und lernen, das Leben der Tiere zu achten.

Nachbemerkung

Ich bin weit davon entfernt, die kleinen Volksschulen auf dem Dorf zu vergöttern. Den Anforderungen für die Umwälzungen in der Wirtschaft nach den 60er Jahren waren sie nicht mehr gewachsen. Der adäquate Chemie -, Physik- und Biologieunterricht war ohne Fachräume kaum vorstellbar. Die Wirtschaft erwartete Auszubildende, die möglichst viel Grundwissen in den Fächern gelernt hatten. Die Schülerinnen und Schüler sollten in Jahrgängen unterrichtet werden und die Durchlässigkeit zur Realschule und zum Gymnasium erhöht werden. Bis dahin machten nur 10% eines Jahrganges Abitur. 20% die mittlere Reife und 70% gingen zur Volksschule.

Trotz allem, vor der pädagogischen Vielfalt und dem kreativen Umgang mit dem Mangel an Lehrmaterialien kann man heute nur tief den Hut ziehen. Zumal Lehrer in den 60er Jahren noch nicht besonders gut bezahlt wurden (700,00 DM brutto). Der soziale Zusammenhalt und die Aufgaben, die jeder in der Schule übernehmen musste, sowie die Mitarbeit der Dorfbevölkerung, sind eine herausragende Leistung dieser Schulform.

Klaus Modick

Ein See der Erinnerungen

Für mich begann es an einem strahlenden Frühlingssonntag im Mai 1963. Meine Eltern, mein Bruder und ich bestiegen den obligatorischen VW-Käfer, um, wie meine Eltern sagten, einen Ausflug ohne festes Ziel zu unternehmen, ins Blaue sozusagen. Das war, wie wir Kinder später erfuhren, von meinen Eltern etwas gemogelt, weil sie uns überraschen wollten; sie wussten schon sehr genau, wohin die Reise ging, und hatten sich bereits entschieden, an der stillgelegten Kiesgrube Brandorff ein Wochenendgrundstück zu pachten. Das aber wussten mein Bruder und ich nicht, und so fuhren wir also auf der schönen, von alten Eichen gesäumten Landstraße aus Oldenburg hinaus über Metjendorf und durch Wiefelstede, damals noch das verschlafene Dorf, das es heute (soll man sagen: leider) mit seinem schon kleinstädtischen Charakter längst nicht mehr ist.

Wir fuhren also über die rotblau geklinkerte Dorfstraße weiter Richtung Spohle, bis plötzlich eine Straße nach rechts abzweigte. Straße ist freilich nicht das treffende Wort, denn das, was heute der Tegelbuschweg ist, war damals ein ungepflasterter, mit Schlaglöchern übersäter Feldweg, über den man im Schritttempo holperte, wenn einem die Stoßdämpfer lieb und teuer waren. Und also holperten wir über diese abenteuerliche, von Eichen und Birken gesäumte Piste, vorbei an Wiesen, Knicks und Weiden, bis wir an eine verbuschte Heidelandschaft kamen, Eichen, Birken, Kiefern. Hier sollten wir mal einen Spaziergang machen, sagte mein Vater, und so stiegen wir aus und folgten einem Sandweg, bis schon nach wenigen Schritten unsere Fahrt ins Blaue ihr Ziel gefunden hatte. Und wie blau dies Ziel war! Ein kleiner, im Sonnenlicht funkelnder See, vom Gelb der sandigen Ränder eingefasst, darüber das frische Grün der Büsche und Bäume. Mein Bruder und ich staunten mit offenen Mündern. War das womöglich das Paradies?

Und in der Tat. Ein kleines, bescheidenes Paradies war dieser See mit seiner Umgebung - und ist es, nicht nur für Kinder, immer noch, auch wenn sich im Lauf eines halben Jahrhunderts vieles verändert hat, komfortabler geworden ist, aber auch kommerzieller. Meine Familie gehörte damals jedenfalls zu den allerersten Pächtern, und unser Wochenendhaus war eins der ersten, die hier entstanden. Diese frühen Jahre durchwehte noch etwas wie Pioniergeist: Nicht nur der Tegelbuschweg war ungepflastert - ungepflastert im übertragenen Sinn war eigentlich alles, da es keinerlei Infrastruktur gab, und selbst die Wege, die heute durchs Gelände führen, mussten wir uns noch selber schlagen. Anfangs gab es noch keinen Strom und auch keine Wasserleitung, so dass fast alles improvisiert werden musste. Das Wasser zum Bauen brachte uns

der benachbarte Landwirt Eiting in einem Tankwagen, und ohne die tatkräftige und selbstlose Hilfe der Familie Eiting hätte nicht nur meine Familie damals im Wortsinn auf dem Trockenen gesessen. Überhaupt funktionierten die nachbarschaftlichen Beziehungen problemlos und freundlich, nicht nur innerhalb der Wochenendsiedlung, sondern auch darüber hinaus. Gekocht wurde in den ersten Jahren mit Propangas aus den typischen roten Flaschen, die der Schmied Oltmanns in Mollberg vorhielt, und auch die Beleuchtung wurde mit diesem Gas und so genannten Glühstrümpfen befeuert. Ein paar ganz hart gesottene Pächter begnügten sich anfangs noch mit Petroleumlampen oder gar Kerzen.

Im Lauf der Jahre wurde das Gebiet dann erschlossen. Die abenteuerliche Holperpiste wurde mit Asphalt gebändigt, doch hat dieser Weg seinen herrlichen Alleecharakter nicht verloren, sondern eher noch gesteigert. Denn die Eichen an seinen Seiten sind inzwischen so groß geworden, dass sie sich im Sommer zu einem grünen Dach über der Fahrbahn schließen und man glauben könnte, durch einen Tunnel aus Bäumen zu gleiten. Strom- und Telefonleitungen wurden ebenfalls verlegt, und eine vom Verpächter selbst erbaute und betriebene Wasserleitung tat ihren Dienst, wenn auch schwankend und mürbe. Die Abwässer versickerten in Klärgruben. Inzwischen ist das Gebiet längst ans Frischwassernetz der OOWV angeschlossen und auch vollständig kanalisiert.

In den 1960er Jahren standen um die stillgelegte Kiesgrube noch allerlei Gerätschaften, mit denen früher der Kiesabbau betrieben worden war. Für uns Kinder bildeten die Überreste einer Lorenbahn eine besondere Attraktion. Von der Uferböschung führten Schienen zu einem Strandabschnitt hinab, und es gab auch noch einige verrostete Loren, die wir mit vereinten Kräften nach oben schoben, uns hineinsetzten und dann abwärts sausten - keine Achterbahn des Kramermarkts konnte schöner sein. Unsere Eltern waren natürlich anderer Meinung. Sie hielten derlei Karriolen nicht nur für gefährlich, was es vermutlich sogar war, sondern sie drangen darauf, dass all die rätselhaften Geräte und Gestelle, verrosteten Maschinen, sinnlosen Siebe und nutzlosen Rohre aus dem Gelände verschwanden. Das geschah nur zögerlich, weil der Verpächter noch im nutzlosesten Teil einen guten Kern sah und sich von gar nichts trennen mochte. Heute erinnert nur noch ein Betonsilo daran, das dort, wo nun Wochenenden, Urlaube und Ferien genossen werden, einstmals hart geschuftet wurde, dass aus einer Arbeitsstätte ihr genaues Gegenteil geworden ist: Ein Ort für Freizeit und Erholung.

Dass es sich dort gut leben und entspannen lässt, liegt nicht nur an der geschlossenen, weil nicht jedermann zugängigen Gesellschaft um den See der ehemaligen Brandorffschen Kiesgrube, in deren Nachbarschaft sich schon bald die Wochenendsiedlung Rabben bildete und in späteren Jahren auch noch die

so genannte Oase Ammerland. Der Erholungswert dieses Fleckens hängt unmittelbar damit zusammen, das er eingebettet ist in die noch einigermaßen intakte und gepflegte Kulturlandschaft der Gemeinde Wiefelstede und ihrer Bewohner, deren selbstverständliche Gastfreundschaft und unkomplizierte Hilfe wohl jeder mehr oder weniger intensiv erfahren hat, der sich als Ferien- und Wochenendbewohner einfand und einfindet. Die Heimat dieser Zugereisten liegt zumeist anderswo, aber fast alle fühlen sich hier heimisch, manche mehr und stärker als dort, wo ihr wirkliches Zuhause ist.

Rund um den See, der, unter uns gesagt, eigentlich nur ein Teich ist, habe ich jedenfalls unvergessliche Kinder- und Jugendjahre verbracht – unvergesslich nicht zuletzt deshalb, weil Mollberg auch zum Schauplatz erster erotischer Abenteuer wurde, zu denen die liebevolle Verschwiegenheit der Landschaft allerbeste Bedingungen bot. Und der Verpächter stellte uns sogar eine seiner Nissenhütten (mit gutem Kern) als Partyraum und Stranddisco zur Verfügung. Aber all das wäre ein Kapitel für sich. Und auch das, was ich heute treibe und bin, nämlich meine Schriftstellerexistenz, verdanke ich zu einem gar nicht so unwesentlichen Teil dem Zauber, den dieser Ort früher ausstrahlte. Und das kam so: 1980 verbrachte ich hier ein paar Sommerwochen und saß abends gern am See, wenn die sinkende Sonne wie ein aufgespießter, roter Ball in den Baumwipfeln hing und die Schatten auf der Wasseroberfläche länger wurden. Und als ich also an einem dieser Abende dort so saß und sah, wie sich an manchen Stellen des Strandes grüne Moospolster über das rieselnde Gold des Sandes ausbreiteten, hatte ich plötzlich und unerwartet eine Idee, aus der dann mein erstes Buch entstehen sollte, die Novelle „Moos“. Die Handlung ist ziemlich frei erfunden, aber das Ambiente, die Landschaft, die Atmosphäre dieses Orts ist nicht erfunden. Diese Landschaft ist der eigentliche Held des Buches. Insofern hat dieser Ort mich nicht nur geprägt, wie er auf die eine oder andere Weise wohl jeden prägt, der ihn erfahren hat; vielmehr hat die Atmosphäre dieses Orts ein bisschen dazu beigetragen, dass ich wurde, was ich heute bin.

Michael Munzel

Reise zum Blockhaus Ahlhorn

Mit der Jugendgruppe von Wiefelstede zum Blockhaus Ahlhorn!



Ahlhorn - hier begann alles. Der Zauber einer Landschaft hat mich mein ganzes Leben gefesselt, die großen Wasserflächen und die Kiefern. Auf einer Landbrücke erreichen wir das Blockhaus Ahlhorn, das ehemalige Schulungszentrum der NSDAP und die Wochenend-Idylle für Carl Röver, den hiesigen Gauführer. Nach dem Krieg für den symbolischen Preis von einer Reichsmark von den Siegermächten an die evangelisch-lutherische Kirche überschrieben, mit dem klaren Auftrag Deutschlands Jugend neu auszurichten. Die Wochenend-Hütte von Karl Röver ist heute die 'Jungen Burg'. Warme Mahlzeiten zum Sattessen gab es am Anfang dazu. Heutzutage ist das Blockhaus Ahlhorn eine große Anlage mit piekfeinen und niegel Nagelneuen Seminarhäusern. Ahlhorn ist für mich seit den Wiefelsteder Tagen ein Ort geworden, bei dem ich ungezählte Male eingekehrt bin. Ob als eigene Jugendgruppe in der Studenten- und Vikars-Zeit, Schulungen zur Jugendfreizeit und vielem anderen mehr. Dieser Ort ist für mich persönlich ein Ankerplatz meiner Seele geworden. Das Glucksen des Wassers am Steg, die Ansichten und Aussichten bei vielen Spaziergängen und Erkundungen. Alleine oder mit einer Gruppe, immer ist es dieser ganz besondere Ort und sein Flair aus menschlich geschaffener Wasserlandschaft und Häusern. Blockhäuser, die mich auch an meine früheste Kindheit im Sauerland erinnern. An diesem Ort ist Gewissheit im Glauben gefestigt und vertieft worden. Mit Vorbildern wie August Wilhelm Schmidt, Hans Joachim Jürgens, Dr. Udo Schulze oder Professor Rolf Schäfer und natürlich auch dem Heimleiter Rolf von der Dovenmühle. Hier bin ich das

erste Mal theatralisch ins Wasser gefallen. Später haben wir mit dem Rad die Heimreise nach Wiefelstede angetreten. Es bleiben Momentaufnahmen und Erinnerungen. Tausend und einen Tag und Nacht Geschichten. Es gibt das Ankommen, mit der Nase auf Wanderschaft gehen und in der frischen Luft kräftigen Appetit entwickeln. Anschließend stehen wir im Wasserdampf und in der Abwaschküche. Wir erleben Programm gestalten und Programm erleben. Und am Abend und am Morgen sich mit sich eins fühlen im Alhorn-Feeling. Das Zeichen der Zeit war das Kreuz auf der Weltkugel. Dieses Zeichen hatten wir auf dem Wimpel und als Abzeichen am Revers.

Mansholt, ein sehr kleiner Ort, immer so ca. 100 Einwohner. Das hat sich nicht geändert bis heute.

Es gab hier in den sechziger Jahren lauter kleine bis mittlere landwirtschaftliche Betriebe, zwei Gutshöfe und einige Landarbeiterhäuser. Die landwirtschaftlichen Betriebe hatten alle Rindvieh, Schweine und Hühner. Auch einige Landarbeiter hatten Tiere und etwas Land. Wir waren mehr oder weniger Selbstversorger und lebten von dem Verkauf von Milch, Schlachtvieh und Eiern. Milch und Eier wurden von Genossenschaften vermarktet. Die Milch wurde in Kannen abgeholt, die Eier wurden zu den Eiersammelstellen in Neuenkrüge oder Bokel gebracht. Mit dem Erlös konnte der Wocheneinkauf getätigt werden: Zucker, Mehl, Kaffee, Tee und einiges mehr. Das Gemüse wurde im eigenen Garten angebaut und für den Winter eingekocht. Bei uns standen für den Winter 50 Gläser mit Bohnen im Keller, dazu Apfelmus und Birnen. Milch, Fleisch und Butter lieferte die Landwirtschaft. Für das Brot brachten wir den Roggen zum Bäcker. Zunächst bekamen wir dafür Brot „schlicht um schlicht“, d. h. für ein Kilo Roggen auch ein Kilo Brot. Später bezahlten wir Backlohn.

Alle Familienmitglieder lebten in einem Haushalt, drei Generationen, manchmal auch vier. Diese Lebensform war auf jeden Fall rationeller. So sparte man Raum, Arbeitskraft und wohl auch Lebensmittel. Nicht immer ging es konfliktlos. Besonders die „eingehirateten“ Partner hatten es nicht immer leicht. Für unsere Familie war es die optimale Lebensform, eine „Win-win-Situation“ für alle Beteiligten. Keiner war alleine. Egal, wann die Kinder nach Hause kamen, es war immer jemand da. Die ältere Generation brachte, solange sie es konnte, ihre Arbeitskraft mit ein. Sie wurden dann aber auch bis zu ihrem Lebensende versorgt. Alle konnten zu Hause sterben.

Die Nachbarschaft wurde sehr gepflegt, keiner wurde ausgeschlossen. Gemeinsame Feste, vom Schmücken, gemeinsamen Kartoffeln schälen und kochen bis Geschirr ausleihen und helfen. Jede Frau brachte ein Huhn mit für das Festmahl. Die Niedersachsenhäuser haben eine große Diele. Oft wurde hier gefeiert. Ein Holzfußboden wurde ausgeliehen und auf dem Dielenboden verlegt. Natürlich war „live“- Musik dabei. Mit der Gestaltung einer

Hochzeitsfeier war die Nachbarschaft mindestens die ganze Woche beschäftigt. Angefangen mit dem Holen des „Grün“ bis hin zur „Nachhochzeit“, die extra für die Nachbarn durchgeführt wurde.

Auch bei Sterbefällen waren die Nachbarn gefragt. Dem ersten Nachbarn kamen besondere Aufgaben zu. Allen Dorfbewohnern und entfernteren Verwandten wurde „angesagt“, dass jemand gestorben war. Die Trauerandachten waren im Trauerhaus und der erste Nachbar fuhr den Leichenwagen. Die Frauen waren für die Kaffeetafel zuständig, die erste Nachbarin für das Bedienen der direkten Angehörigen.

So waren die Nachbarschaften gut organisiert. Für die Abläufe zu den unterschiedlichen Anlässen gab es ungeschriebene Regeln, für Außenstehende schwer nachvollziehbar. Ein zugezogener Professor aus Stuttgart konnte es nicht begreifen, dass bei zwei aufeinanderfolgenden Silberhochzeiten die Nachbarn innerhalb von zwei Wochen dieselbe Tür des Gasthauses für das Binden der Girlande neu ausmessen mussten.

In Freud und Leid war die Unterstützung durch die Nachbarn gesichert.

Mansholt ist ein so kleiner Ort und hatte daher keine eigene Schule. Dieser kleine Ort war zweigeteilt, weil die Einzugsgebiete der Dorfschulen in Neuenkrüge und Bokel den Ort teilten. Die Mansholter Büsche waren die Teilungslinie. Alle Kinder fuhren mit dem Fahrrad oder gingen zu Fuß. Unser Haus war das letzte, welches zum Schulbezirk Neuenkrüge gehörte.

Entsprechend lang war der Schulweg. In die „Unterklasse“ gingen die Kinder der ersten bis vierten Klasse und in die „Oberklasse“ die Jahrgänge fünf bis acht. Alle Kinder hörten den Unterrichtsstoff mehrere Male und konnten zuletzt alle lesen, schreiben und rechnen wie es im täglichen Leben gebraucht wurde. Die Älteren wurden manchmal zur Beaufsichtigung der Jüngeren eingesetzt oder bekamen Material um etwas zu erarbeiten und dann vorzutragen. Gibt es eine bessere Vorbereitung für eine Berufsausbildung oder ein Studium? Die Lehrer wohnten in der Schule, waren daher immer präsent. Sie übernahmen Aufgaben im Ort, in Bokel z. B. die Leitung des Gesangvereins, Aufgaben im Sportverein, im Winter eine Aufführung zur Weihnachtsfeier usw., je nach Interessen, Begabungen und Bedürfnissen der jeweiligen Lehrer und der Dorfbewohner. Neuenkrüge hatte zwei außergewöhnliche Lehrer, den Junglehrer Günter Lüschen, später Professor in den USA. Er hat schon damals initiiert, dass Neuenkrüge ein Schwimmbad bekam, schon 1963 eingeweiht. Und den

Visionär Hermann Pöpken. Er dichtete auf Plattdeutsch. Damals war er seiner Zeit mindestens ein halbes Jahrhundert voraus. Heute sind seine Texte hochaktuell.

Eine weiterführende Schule kam „föör us Schlag Lü“ (soziale Klasse) nicht in Frage, wurde nicht einmal diskutiert. Da sind viele Begabungen und Ressourcen verloren gegangen. Um studieren zu können, bin ich in den sechziger Jahren zum Abendgymnasium nach Oldenburg gegangen.

Auch der Konfirmandenunterricht fand in der Schule im Dorf statt. Die Kinder des Dorfes blieben so unter sich.

Das gesellschaftliche Leben spielte sich in den Familien, den Nachbarschaften und zu einem großen Teil in den Vereinen ab. Die Dorfbewohner waren eigentlich alle Mitglied in einem der Vereine. Jedes Dorf hatte mehrere Vereine, einen Ortsbürgerverein, einen Sportverein, einen Gesangverein, eine freiwillige Feuerwehr, einen Landvolkverein usw. . Jeder Verein gestaltete einmal im Jahr ein Fest: ein großes Sportfest mit Wettkämpfen, einen Feuerwehrball, ein Erntefest, verbunden mit dem Binden der Erntekrone. Es war eine Selbstverständlichkeit, dass die Dorfbewohner an diesen Veranstaltungen auch teilnahmen.

In den sechziger Jahren fand aber auch ein großer Umbruch statt. Einige der landwirtschaftlichen Betriebe gaben auf oder wurden im Nebenerwerb weitergeführt. In diesem Jahrzehnt bekamen alle Haushalte ein Telefon, einen Fernseher und ein Auto.

Wie sieht es heute in Mansholt aus? Es gibt keine einzige Kuh mehr in diesem immer noch sehr ländlich geprägten Dorf. Es gibt noch einen einzigen landwirtschaftlichen Betrieb, keinen Drei- oder gar Viergenerationenhaushalt. Die Nachbarschaften haben sich verändert durch den Zuzug von Bewohnern aus anderen Regionen Deutschlands. Zu den unterschiedlichsten Arbeitsplätzen müssen oft weite Wege zurückgelegt werden. Einige Häuser wurden verkauft. Die meisten Nachkommen sind jedoch in Mansholt geblieben und haben vorhandene Gebäude zu Wohnraum für die eigene Familie umgebaut. Die Dorfschulen gibt es nicht mehr. Die Kinder werden mit Bussen zu den Schulen gefahren.

Ich schließe meine Ausführungen mit einem Gedicht meines verehrten Lehrers, des Visionärs Hermann Pöpken:

Na us

Na us

kaamt wecke,

de,

de willt nicht man blooß

funktioneren

nicht man blooß

produzieren un kosumeren!

De,

de willt lustern

up den sinnigen Wind,

up den Finken sein Leed,

up de Immen!

De,

de willt kieken

na den Appelboom,

wenn de bleuhn deit!

De,

de willt deep Lucht halen können!

De willt Minschen wesen.

Minschen wesen?

Na us!

Es waren die BEATLES, die vieles ins Rollen gebracht haben. Es war am Ende der 6. Klasse, als ich stolz einen »Stern«

mit einem langen Artikel über die Beatles in die Schule mitgenommen hatte. Eine Reaktion von Gisa Kreddig, einer Klassenkameradin war: »Was willst Du Bauertrampel eigentlich?«

Da war mit klar, dass ich meinen Stil und mein Auftreten ändern musste - nur wie? Neue Kleidung und vor allem ein anderen Haarschnitt musste her. Als Vorbilder galten für mich die neuen Musiker aus England. Die Musik, die im Allgemeinen als »AFFENMUSIK« angesehen wurde. Aus Yeah, yeah, yeah wurde in Deutschland Bala, Bala. Langhaarige waren Gammler und faul u.v.m. . Aber darin lag für mich gerade der Reiz. Lange Haare, ohne faul zu sein, musste gehen. Es war nicht nur zu Hause eine Tortur, sondern auch in der Schule wurde ich angewiesen dem Friseur einen Besuch abzustatten, was mich dazu verleitete dies gleich am nächsten Montag erledigen zu wollen (hi,hi,hi).

Nun ja, ich war der Vorreiter und im Klassenverbund gab es Mitstreiter. Wir standen unter besonderer Beobachtung, wie man das heute vom BND sagen könnte.



Auch unsere Kleidung änderte sich radikal. Wir trugen Jeans, Slope Hosen (Hosen mit weitem Schlag nur an den Unterschenkeln) Der Bund ging gerade einmal über die Symphyse. Alles anders, als das, was man sich von der

angehenden Elite vorstellte. Der korrekte Gymnasiast kam ordentlich gekleidet zum Unterricht d.h. mit Schlips und Anzug. Davon waren wir weit entfernt. Es blieb nicht aus, dass ich früher oder später mit dem unausgesprochenen „Schulgesetz“ in Konflikt kam. Der Direktor der Schule war Heinz Pfeiffer. Seine Idee war es, das NGO (Neues Gymnasium Oldenburg) zu einer Elite Schule im Sinne amerikanischer Elite Schulen zu machen. Unterschwellig wurden wir dahingehend informiert, dass die USA die wahre Demokratie darstelle und dort der Herd der Freiheit stehe. Ohne weiter ins Detail zu gehen, war aber schon Mitte der 60er klar, dass die Rassendiskriminierung ein echtes Problem ist. Die Heuchelei war so offensichtlich, dass wir uns im Klassenverband definitiv von der Pfeifferschen Idee verabschiedeten. Es war nicht ausgesprochen ideologisch, sondern mehr emotional. Demokratie sollte frei von Lügen sein. Die Protestsongs von Bob Dylan, Donovan, Paul Simon waren in aller Munde und ich lernte Gitarrenspielen.

Dann kam der erste echte Zusammenstoß mit Heinz Pfeiffer. Der Anlass war die Beerdigung von Konrad Adenauer. Es wurde eine Vollversammlung in der Aula zu seinem Gedenken angesetzt. Ziemlich spontan. Jürgen Jung nutzt die freie Stunde vor der Versammlung, um unseren Lesestoff „Des Teufels General“ aus der Stadt zu besorgen. Er kam gerade noch zu rechten Zeit zurück, um den geordneten Einmarsch in die Aula nicht zu verpassen. Er drückte mir das Buch in die Hand, weil es keine weitere Ablagemöglichkeit mehr gab. Unsere Mathelehrerin fragte mich in ihrem breiten Wiener Dialekt, was ich denn mit dem Buch machen wolle. Meine Antwort war spontan eventuell etwas pupertätstypisch: »Das will ich gleich lesen.« Ruck zuck wurde das Buch konfisziert und die Veranstaltung verlief ohne Probleme.

Drei Tage später wurde ich aus dem Unterricht heraus zum Direx befohlen. Er empfing mich mit (gespielt) ernster Miene und meinte, was ich denn damit bezwecken wolle, einen für die Bundesrepublik so wichtigen Politiker zu missachten. Er hatte nicht damit gerechnet, dass meine Antwort sehr politisch untermauert war. Ich sagte, hätte K. Adenauer 1955 nicht der Bewaffnung der BRD zugestimmt, wir zum jetzigen Zeitpunkt ein wiedervereinigtes Deutschland sein könnten und ich vermutlich gern in meiner Heimat (Sachsen Anhalt) leben würde.

Er wusste keine passende Antwort, knallte mir das Buch vor die Füße und beendete das Gespräch, sichtlich getroffen.

Knapp ein Jahr später kam es zum öffentlichen Showdown. Es stand das 10-jährige Jubiläum des NGO an und ausgerechnet jetzt musste ein neuer Schulsprecher gewählt werden. Unsere Klasse, die 11m, hatte den Ruf die renitenteste Klasse von allen zu sein, die jemals die Schule besucht hat. Wir trugen diesen Titel mit großem Stolz. So war es eigentlich vollkommen klar, dass wir auch den Schulsprecher stellen mussten. Ich wurde gefragt, ob ich die Aufgabe übernehmen wolle. Wenn ihr mich aufstellt, werde ich es machen.“ war meine Antwort. Also wurde ich von der 11m offiziell als Schulsprecherkandidat ins Wahlregister aufgenommen.

Nach drei oder vier Tagen wurde ich zum zweiten Mal zum Direx zu einem persönlichen Gespräch gebeten. Zunächst war er sehr gespielt freundlich und erkundigte sich, wie ich es denn mit der Demokratie halten würde. Es ist ein gutes System, war meine Antwort. Nun, wenn es denn so ist, meinte er, ob ich dann meine Kandidatur für das Schulsprecheramt wirklich aufrechterhalten wolle. Die Frage kam mir sehr verdächtig vor und ich fragte ihn, was er damit bezwecken wolle. Er meinte dann etwas harsch: „Ziehen Sie, Johannes, Ihre Kandidatur zurück!“ Ich erwiderte, dass das leider nicht möglich ist, weil ich mich ja nicht selbst aufgestellt habe, sondern dies in einem demokratischen Prozess von der Klasse 11m geschehen sei. Er kam mir dann sehr, sehr nahe. Eigentlich zu nah und flüsterte fast unhörbar in mein Ohr: »Johannes, Sie machen an meiner Schule kein Abitur!«

Im Nachhinein muss ich sagen, es erstaunt mich heute, mit welcher Gelassenheit ich diesen Ausspruch wahrgenommen habe. Ich habe es einfach nicht geglaubt, dass er verhindern kann, dass ich am NGO Abitur mache.

Es war Dienstag, der 13. März 1968, der Tag der Schulsprecherwahl. Ich hatte mein bestes Outfit angezogen. Eine fast knielange beige Jacke, ein Rüschenhemd, nicht übertrieben, schwarze Slope Hosen und Blues wight shoes und keinen Schlips. Ich sah aus wie der 5. von den Kinks, der nie mitspielen durfte. Ich hatte mich gut vorbereitet und hielt eine ca. 15-minütige Rede, in der ich eine Schülerdisco forderte, die es schon im Alten Gymnasium gab. Ein

Mitspracherecht der Schüler bei den Zeugniskonferenzen, einen stärkeren Ausbau der Schülerpatenschaften, einen Vertrauenslehrer und last but not least eine Raucherecke auf dem Schulgelände. Ich kann mich an tosenden Beifall erinnern.

Danach kam meine Konkurrentin, die sich nicht einmal auf die Bühne wagte, ihren Namen vorlas und mit den Worten: »Hiermit stelle ich mich zur Schulsprecherwahl«, ihren Auftritt beendete.

Nach einer kurzen Pause trat dann H. Pfeiffer zum Rednerpult und gab bekannt, dass er, falls ich gewählt werde, er meine Wahl nicht anerkennen würde. Er hätte niemals damit gerechnet, auch ich nicht, was daraufhin folgte. Unsere Klasse war quasi schon von Lehrkräften umstellt, um einen eventuellen Protest im Keim zu ersticken, aber wir sagten nichts. Kein Protest von uns. Doch plötzlich brachen aus dem Publikum der Mittelstufe heftige Protestrufe hervor. „Schweinerei, buh. Das geht nicht!“ u.v.m. . Mit dieser Reaktion hatte H. Pfeiffer nicht gerechnet, weil sie so unkontrolliert ehrlich waren. Er war verwirrt, starrte „seine“ Schüler an und unter weiteren Protesten der »Kleinen« wurde die Versammlung beendet und die Wahl konnte beginnen. Es war schon sehr beeindruckend für mich, mit welcher Intensität die Wahlurnen umlagert waren. Dann ging der normale Unterricht seinen gewohnten Gang. Etwas später kam dann die Nachricht, dass morgen vor Unterrichtsbeginn eine erneute Vollversammlung stattfinden wird.

Mittwoch 14.3.1968

Die Pausenhalle vom NGO war lichtdurchflutet, weil sie vollständig verglast war. Es drückten sich die jüngeren Schülerinnen und Schüler die Nase platt, weil in der Pausenhalle eine Pinnwand stand, auf der mit großen Lettern geschrieben stand: ERGEBNIS DER SCHULSPRECHERWAHL. Wir durften erst mit dem ersten Klingelzeichen die Pausenhalle betreten und alle waren gierig, das Ergebnis zu erfahren. Gegen 7:45, also 5 Minuten vor Unterrichtsbeginn kam Pfeiffer in die Pausenhalle gestürmt und riss mit einer Hand den Zettel, der nicht größer als ein DIN A4 Blatt war vom Aushang. Alle hatten es gesehen und es breitete sich schon Unmut aus. In der Aula war es schon ziemlich unruhig, wesentlich unaufgeräumter als am Vortag. Pfeiffer betrat die Bühne und das Rednerpult und es trat keine Stille ein, Tuscheln, vereinzelte leise Buhrufe.

Unsere Klasse war wieder von Aufsichtskräften umstellt, doch wir waren wirklich ruhig und gelassen. Heinz Pfeiffer wiederholte seine Aussage vom Vortage und machte klar, dass er nach der Satzung der SMV einen gewählten Schulsprecher nicht akzeptieren müsse. Tumult im Publikum. Er bescheinigte mir und allen Zuhörern, dass ich noch nicht die entsprechende Reife besäße, um das schwierige Amt des Schulsprechers ausfüllen könne und da es nur eine andere Bewerberin gab, war diese jetzt die neue Schulsprecherin. Nun war richtiger Tumult. »Das ist keine Demokratie!« Kam es aus der Unter- und Mittelstufe. H. Pfeiffer hatte die Kontrolle definitiv verloren. Er sagte dann noch, dass er mich zum Leiter einer Kommission berufen werde, die eine neue Verfassung erstellen könne. Aus dem Publikum wurde ich auch dazu aufgerufen, etwas dazu zu sagen. Ich sagte aus dem Kordon der Klasse heraus, dass es richtig ist, was gerufen wurde: »Das ist keine Demokratie!«

Es kam dann, die echte Sensation. Der Direx verkündete einen Unterrichtsstopp für die nächsten 4 Tage. Wir hatten frei, ganze 4 Tage. Damit waren viele schon sehr zufrieden.

Weil ich Fahrschüler war und nicht wusste, was ich mit diesem angebrochenen Morgen anfangen sollte, saß ich untätig im Auswärtigenraum und machte mir Gedanken, was denn nun eigentlich los war. Vom Vorsitzenden der Wahlkommission hatte ich noch erfahren, dass ich 846 Stimmen bekommen habe. Eine überwältigende Mehrheit bei ungefähr 1000 Schülern. Dann kam die Schulsekretärin in den Aufenthaltsraum und bat mich, noch einmal zum Direktor zu kommen, die Presse sei da, aber es sei alles freiwillig. Ich war einverstanden und war gespannt, was das nun wieder werden sollte.

Als ich das Sekretariat betrat, saßen mir der Direktor, die Konrektorin und drei mir unbekannte Personen wie in einem Tribunal aufgebaut gegenüber. Ich saß auf einem einzeln stehenden Stuhl und wurde gefragt, ob ich etwas gegen die Fragen der Presse einzuwenden hätte. War es Müdigkeit, Überraschung oder einfach nur Dummheit, dass ich nichts dagegen einzuwenden hatte. Ich kann mich an die Fragen nicht erinnern, nur das ich mehr oder weniger gebetsmühlenartig wiederholte, dass ich das Vorgehen des Direktors nicht für demokratisch hielt. Fragen nach einer politischen Institution, die mein Handeln beeinflusst hat, habe ich nur durch fragende Grimassen beantwortet, vielleicht

noch mit einem „Hä“ unterstützt. Weder die Presse noch der Direx waren zufrieden mit dem, was das Gespräch in ihrem Sinne erbringen sollte. In ihren Augen saß da ein 17-jähriger Hans Wurst mit skurrilen Ideen von Demokratie. Sie ahnten nicht, dass sie eine kurzfristig durch Oldenburg laufende Lawine losgetreten hatten.

Ich glaube, dass in Wiefelstede nichts davon angekommen ist. Nur natürlich bei denjenigen, die direkt familiär involviert waren. Aber wenn ich genau darüber nachdenke, war es so, dass die Nachrichten sich deutlich langsamer verbreiteten als heute.

Hannes Völkel 2022



Mareike Witkowski

„1968“ in Oldenburg (Teilabdruck)

[Jetzt] begann es auch an den Oldenburger Schulen zu rumoren. Wie es um die Mitbestimmung auf schulischer Ebene stand, macht ein Fall am Neuen Gymnasium deutlich. Am 25. März 1968 fanden hier reguläre Wahlen für die Schülermitverwaltung (SMV) statt, die der Schüler Johannes Völkel eindeutig für sich entscheiden konnte. Bereits im Vorfeld hatte es Diskussionen um seine

Kandidatur gegeben, da der Schulleiter Pfeiffer unumwunden verkündet hatte, dass seine Kandidatur zwecklos sei. Laut der SMV-Satzung besaß der Schulleiter ein Vetorecht bei den Wahlen, was aber zuvor als ein rein formaler Paragraph galt, da es in Oldenburg seit 1945 noch nie den Fall gegeben hatte, dass ein Schulleiter davon Gebrauch machte. Seine Aussage *Ihr braucht ihn gar nicht erst zu wählen*, hatte etliche Schüler dazu veranlasst, allein aus Protest ihre Stimme für Johannes Völkel abzugeben. Pfeiffer stand jedoch zu dem, was er vor der Wahl angekündigt hatte, und legte sein Veto ein. Die offiziellen Ablehnungsgründe blieben im Nebulösen. Aus Gründen, die sich auf dessen Gesamtverhalten beziehen 24, sei Völkel als Schulsprecher ungeeignet. Unter der Hand kursierte der wahrscheinlich wahre Grund. Johannes Völkel hatte bei seiner Kandidatur damit geworben, dass er dafür sorgen wolle, *dass die Schüler aktiver, vor allem politisch viel aktiver werden*. Um sich sein Vorgehen absichern zu lassen, ließ Schulleiter Pfeiffer die Schüler des Neuen Gymnasiums darüber abstimmen, dass bis zu Neuwahlen zunächst die alte Schülervertretung im Amt bleiben sollte. Diese Abstimmung konnte er sogar gewinnen, allerdings entsprach der Wahlmodus nicht den Regeln der allgemeinen, freien und gleichen Wahl. Die Stimme der Unterstufenschüler zählte einfach, die der Mittelstufe doppelt und die der Oberstufe dreifach. Mit der aus dem Kultusministerium verstärkter geäußerten Forderung, dass die Schüler die Demokratie bereits in der Schule erlernen sollten, ging sein Verhalten nicht konform. So zog sich der Streit über mehrere Wochen nicht-öffentlich und öffentlich hin und wurde unter anderem auch in den Leserbriefen der NWZ ausgetragen. Die Zahl der Stimmen von Schülern, Eltern und anderen Lehrern, die mit Unverständnis und harscher Kritik auf den Schulleiter Pfeiffer reagierten, überwogen bei weitem.

Studenten der PH verteilten vor dem Schulhof Zettel, mit der Aufforderung an die Schüler, ihren Rektor brieflich und telefonisch zu fragen, wieso er so autoritär und irrational handele. In der Art eines Steckbriefes war neben dem Aufruf das Bild Pfeiffers sowie Adresse und Telefonnummern abgedruckt. Auch die Eltern von Johannes Völkel sahen sich gezwungen, auf die Vorgänge öffentlich zu reagieren, wurden sie doch seit Erscheinen des Artikels [...] von Verwandten, Freunden und Berufskollegen und Bekannten mündlich und brieflich gefragt, welche schwerwiegenden Bedenken Herrn Oberstudiendirektor Pfeiffer dazu bewogen [hätten], sein Veto gegen die Wahl unseres Sohnes als Schulsprecher auszusprechen. Sie fühlten sich diskriminiert und hatten sogar erwogen, gegen Pfeiffer Klage zu erheben, entschieden sich dann jedoch dagegen. Der Konflikt weitete sich aus und führte auch zu Diskussionen in anderen Schulen. Johannes Völkel war unter den Oldenburger Schülern mittlerweile bekannt und konnte kurzzeitig Ruhm für sich verbuchen.

Die Arbeitsgemeinschaft Oldenburger Schülermitverantwortungen (AOSV) rief alle Oldenburger Schüler zu einer Demonstration für mehr Mitbestimmung auf. Diese wurde jedoch kurzfristig in eine Diskussion umgewandelt, um die Vorgänge am Neuen Gymnasium nicht in falsche Bahnen geraten zu lassen. Eine Demonstration sahen die Verantwortlichen offensichtlich als ein zu starkes Mittel im Konflikt mit den Schul- und Bildungsinstitutionen an. An der für alle Schüler offenen Podiumsdiskussion in der Cäcilienkirche nahmen 700 interessierte Schüler teil. Die Leitung des Neuen Gymnasiums; fand gemeinsam mit dem Elternrat in der Zwischenzeit eine Lösung: Schulsprecherin wurde die Kandidatin mit den zweitmeisten Stimmen, dafür bildete sich unter der Leitung von Johannes Völkel ein Ausschuss, der die Satzung der SMV dahingehend ändern sollte, dass der Schulleiter in Zukunft kein Vetorecht mehr besaß. Schulleiter Pfeiffer begrüßte öffentlich diese Entwicklung und wies ausdrücklich darauf hin, dass Johannes Völkel dabei seine Unterstützung habe. Offensichtlich musste Pfeiffer auf Grund des öffentlichen und nicht-öffentlichen Drucks zurückrudern. Nicht nur die Schulleitung des Neuen Gymnasiums reagierte in den Jahren vor und nach 1968 dünnhäutig auf aufkommenden Protest. Als am Alten Gymnasium die Abiturienten 1969 eine Veränderung der Abschiedsfeier wünschten, die Reden wurden zuvor noch auf Latein gehalten, sagte die Schulleitung die Feier kurzerhand ganz ab. Sie war nicht bereit über die Modalitäten der Feier zu diskutieren. Die Absolventen organisierten daraufhin ihre eigene Feier, zu der sie Eltern, Freunde, aber auch die Lehrer einluden.

Oldenburger Jahrbuch

Oldenburger Landesverein für Geschichte, Natur- und Heimatkunde
Mareike Witkowski: „1968“ in Oldenburg.

Mit freundlichem Dank für die Abdruckerlaubnis.

Klaus Modick

Ein Weg

Gleich hinterm Dorf, wenn die lackierten Paraden des Gebrauchtwagenhandels und die aluminiumstarre Funktionstüchtigkeit des Gewerbegebiets passiert sind, wenn die rote Leuchtschrift der Hotelreklame nicht mehr den Horizont verklebt und die Disziplin des Neubauviertels, wo strammstehende Edeltannen die Rasur des Rasens bewachen, aus dem Rück-

spiegel verschwindet, dann rücken die Chausseebäume enger zusammen, bis ihre Kronen sich berühren und Äste, Zweige und Blätter überm Grau des Asphalts undurchschaubare Muster des Zufalls bilden. Das grün geäderte, von Lichtreflexen durchzuckte Gewölbe zieht sich noch enger zusammen, wenn man von der Landstraße in den Weg einbiegt, der in meiner Kindheit nur eine von Treckern und Kiestransportern niedergefahrene, mit Schlaglöchern übersäte Piste gewesen und dann irgendwann so provisorisch und flüchtig asphaltiert worden war, dass die Wurzeln der ihn säumenden Bäume heute den Belag längst wieder sprengen und verwerfen.

Im Lauf der Jahre haben sich Eichenkronen über der Fahrbahn geschlossen und einen Hohlweg entstehen lassen - einen Tunnel aus Bäumen, wie eine meiner Töchter einmal sagte, als sie vier Jahre alt war. Sie saß auf dem Rücksitz, den Kopf in den Nacken gelegt, und schaute durchs Heckfenster in die huschenden Ornamente aus Laub und Licht. Was das Kind dort aber wirklich sah, was es dabei empfand, in der Geborgenheit des Autos vom gleichmäßigen Singen des Motors gewiegt, durch diesen Kanal zu gleiten, das war, indem es seine Wahrnehmung als "Tunnel aus Bäumen" zur Welt brachte, in diesen Worten verloren.

Wo der Asphalt endet, beginnt die Zufahrt zum Haus, ein mit Kies und Mergel regenfest gemachter Sandweg durch eine ehemalige Kieferschonung, um die sich niemand kümmert, so dass sie erfreulich verwahrlost und verwildert den Weg säumt. Von den Stürmen vergangener Jahre geworfene Stämme, umstrickt mit unentwirrbar verzweigten Brombeerranken, mit Moosen und Farnen überwachsen, durchwuchert, fallen zurück in die Schatten, verbinden sich gemächlich mit dem Boden, aus dem sie ans Licht trieben; oder sie haben sich in Kronen standhafterer Nachbarn verfangen, hängen und lehnen in willkürlichen Winkeln und Diagonalen, die aller Geometrie spotten, zwischen den vom Westwind leicht nach Osten geneigten Senkrechten. Und in den Dämmerungen sieht es manchmal so aus, als schwebten diese Entwurzelten für immer unentschlossen zwischen dem Schwarz des Waldbodens und dem tintigen Zwielficht des Himmels.

Bald stößt der Sandweg auf ein Feld, das zu meiner Kindheit noch in wechselnder Fruchtfolge bepflanzt worden war, in einem Jahr Getreide trug, im folgenden Kartoffeln, dann Rüben und schließlich wieder Getreide, bis der alte Bauer starb, sein Sohn den Hof auf monokulturelle Milchwirtschaft umstellte und das Feld Jahr für Jahr mit Futtermais bebaute, der mit ungeheuren Mengen an Kunstdünger und Gülle dazu gezwungen wurde, noch auf diesem kargen Sandboden ertragreich zu sein; aber irgendwann lohnte es sich wohl überhaupt nicht mehr, das kleine, abgelegene Areal zu bewirtschaften, so dass es brach liegen blieb und sich langsam in eine wilde Wiese verwandelte. An manchen

Stellen stehen die Gräser so hoch, dass die Kinder dahinter verschwanden, wenn sie hier spielten, und auf dem Knick säumen Buchen und Eichen die Wiese wie die Kulisse eines Theaters, auf dem Tag für Tag gespielt wird.

Dann schimmern hinterm lichten Grün einer großen Birke die roten Ziegel des Dachs und hinter dichten Rhododendren das braune Holz des Hauses, in losen Enden und unbeachteten Rändern dieses verstecklosen Lands noch so verloren, dass ein Fremder es ohne Wegbeschreibung nur durch Zufall finden kann. In jenen Jahren, in denen ich dort lebte, war ich oft und weit gereist, aber wenn ich dann aus der Nervosität der großen Städte zurückkam, wusste ich mich immer erst im wirklichen Zentrum der Welt angekommen, wenn ich den Tunnel aus Bäumen passiert hatte und zwischen den Stämmen und Büschen das Rot des Dachs schimmern sah - ein Anblick, als ob etwas sehr Sanftes, kaum Wahrnehmbares sich auf meine Augen legte, den Küssen gleich, mit denen man in Gedanken geliebte Menschen berührt, wenn sie fern sind.

Hierher also war ich oft nach Hause gekommen, aber einmal im Spätsommer war es wie das erste Mal. Wie Honig floss die Sonne durch die Zweige der Kastanie, die am Rand der verwilderten Wiese steht, und Wind ließ die Blätter sprechen. Die Krone musste bald dem Übermaß von herbstlichem Blau gewachsen sein, das dann durch die Äste brechen würde. Bei meiner Abreise war der Baum noch vom Sommer erfüllt gewesen, stand tief und dicht, als dächte er über etwas nach. Vogelbeeren, deren siegellackrote Prallheit schon vom schwarzen, Falten bildenden Rost der Fäule durchsetzt war, hingen schwer an den Zweigen, und Astern, die der Farblosigkeit entgegenalterten, atmeten schwach zwischen dem dürren Laub auf dem Beet. Gleich einer träge aus satten Träumen erwachenden Katze, die vom Licht benommen zögernd zu ihrer nächtlichen Geschmeidigkeit zurückfindet, dehnte sich in den Sträuchern und Büschen des Knicks, hinter dem Geräteschuppen und in den Schatten der Rhododendron schon das Dunkelblau der Dämmerung. Im Osten tintenblau, im Süden durchsichtig und bleich, rötete sich der Himmel im Westen zu einer zart vibrierenden Glut, in deren Glanz fahles Gelb von Birkenblättern wie in einem Löschblatt aufgesogen wurde. Die Abendbrise wehte Ornamente aus Licht und Halmen auf das ungemähte Gras und trieb mit unrhythmischen Schüben den harzigen Geruch verbrennenden Holzes durch die Luft. Gegen die Helligkeit des westlichen Himmels erschien der aus dem Schornstein steigende Rauch als ein schwankender Schleier, der manchmal vom Wind nach unten gedrückt wurde, um dann in weißgrauen Wirbeln und Flocken wie eine Brandungswelle, deren Gischt alle Feuchtigkeit ans Licht verloren hat, über das Rot der Dachziegel zu rollen.

Und dann die Stille. Sie war hörbar als eine Art Weben, der Arbeit der Spinnen ähnlich, wenn sie ihre durch Mutwilligkeit oder Zufall zerstörten Netze wiederherstellen, wieder und wieder und wieder, bis die Fröste aus den Herbstnebeln splintern und die präzisen Gespinste mit dem Weiß ihrer Kristalle zu Kunstwerken machen, deren erstarrte Schönheit darin beruht, vom Leben verlassen zu sein.

Erinnerungen

Gerd Böhmer

Ich sitze auf einer Bank auf dem Wiefelsteder Friedhof, links vom Eingang der Johanniskirche, ein wenig erhöht auf einem freien Rasenstück. Ich versuche, mich an meine Kindheit zu erinnern. Wie war das in den 60er Jahren in Wiefelstede? Wie habe ich als Kind gelebt? Vielleicht kommen die Erinnerungen zurück, wenn ich in die Straßen zu den Häusern gehe, wo ich mit meinen Eltern und den Brüdern gewohnt habe.



Ich gehe in die August-Hinrichs-Straße, am Kleiberg. Dort lebte ich mit meinem jüngeren Bruder in einer Wohnung der Gemeindeverwaltung Anfang der 60er Jahre. Wir wohnten im ersten Stock, unter uns wohnte der Gemeindedirektor. Gegenüber der Wohnung befand sich eine große Gärtnerei, sie gibt es heute noch. Ich konnte einfach so, ohne auf den Autoverkehr achten zu müssen, auf die andere Straßenseite laufen, dort wohnten einige Spielkameraden. Hinter der Gärtnerei befanden sich riesige Felder und Gewächshäuser, in denen wir „Verstecken“ spielten. Ich glaube, neben der Gärtnerei stand ein Bauernhof, wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht. Dem Onkel eines der Nachbarsjungen gehörte dieser Hof. Wir liebten es, in einer Scheune zu spielen und aus großer Höhe in das dort gelagerte Heu zu springen. Auch konnte man hier Buden bauen, in denen wir gerne übernachtet hätten.

Überall gab es große, unbebaute Flächen. Hinter dem Haus meiner Eltern erstreckte sich ein großer Garten, der durch niedrige Hecken von den anderen Grundstücken getrennt war. Wir schufen Löcher in diese Hecken, um schnell zu den Spielkameraden zu kommen oder in einem kleinen Lebensmittelgeschäft etwas für die Eltern zu holen. Es war in einem ehemaligen Bauernhof untergebracht. „Gerd, lauf mal schnell durch den Garten und hole im Laden zwei Flaschen Bier“, sagte am Abend mein Vater. Vor dem Haus befanden sich große Rasenflächen. In einem Karton mit alten Bildern aus der Zeit entdeckte ich ein Foto, auf dem wir Kinder aus der Nachbarschaft in einem Kreis auf dem

Rasen vor dem Haus sitzen, nur meine Großmutter steht und scheint uns zu beaufsichtigen. Ein Spielkamerad steht hinter den Kindern, um den Kreis zu abzulaufen. Wahrscheinlich spielen wir ein bei uns damals sehr beliebtes Spiel „Der Plumpsack geht rum.“ Überhaupt die Großmutter, die Mutter meines Vaters, war mit einem Lehrer verheiratet. Sie lebten in Oldenburg. In den Sommerferien durften mein Bruder und ich eine Woche ohne Eltern zu ihnen. Wir tobten im Garten, mein Großvater machte mit uns Ausflüge. Auf einem Schwarzweißfoto stehen wir vor unseren Großeltern, beide in gleichen Lederhosen und karierten Hemden. In den Sommerferien machten auch die Eltern Ausflüge, in der Regel mit dem Fahrrad, etwa zu den Kiesgruben in Mollberg oder Nethen. Ausgiebig konnten wir dort toben und schwimmen.

Im August gab es immer viel Aufregung. Wenn wir das Knattern von Traktoren und Zugmaschinen hörten, die die Wohnwagen und Gerätewagen zogen und auf dem Weg Richtung Schützenplatz waren. Dann gab es für uns Kinder kein Halten mehr. Wir stürmten auf die Straße und liefen von der August-Hinrichs-Straße bis zum Schützenplatz hinter den Schaustellern mit ihren aus Holz gebauten Wohn- und Gerätewagen her. Gespannt warteten wir darauf, dass die Karussell-, Autoscooter-, Schiffschaukel- und Budenbesitzer mit dem Aufbau begannen. In einer Woche sollte das Schützenfest beginnen. Vor allem waren wir auf den Aufbau des Kinderkarussells gespannt. Seinen Chef nannten wir alle „Onkel Heinemann.“ Langsam wurde aus Holzbalken ein Kreis gebaut, auf dem die Holzböden gelegt wurden. In der Mitte des Kreises wurden langsam die Umriss einer Jahrmarktorgel sichtbar. Vorsichtig holten Helfer von Onkel Heinemann aus hölzernen Wagen bunt angemalte Holzpferde und bauten sie in das Karussell. Für den Aufbau brauchten sie mehrere Tage, und jeden Tag liefen wir zum Schützenplatz, um zu schauen, wie weit sie waren. Als wir Kinder etwas älter wurden, trat der Aufbau des Autoscooters in den Vordergrund. Oft vergaßen wir die Uhrzeit, und rannten nach Haus, um noch rechtzeitig zum Abendbrot daheim zu sein.

Drei Tage Schützenfest waren für uns Kinder damals der Höhepunkt des Jahres. Mit Umzügen der Schützenvereine, mit Freikarten für die Fahrgeschäfte, mit dem Duft von frischen Berlinern und gebrannten Mandeln. Gegen Abend drängten die Eltern zum Aufbruch. Sehnsüchtig lauschten wir in unseren Betten der Musik, die vom Schützenplatz bis spät in der Nacht herüberklang.

Abwechslung gab es manchmal am Sonntag in der Nähe des Schützenplatzes, im „Hörner Krug“, einer Gaststätte. Wenn im Fernsehen am Nachmittag „Bonanza“, „Fury“ oder „Lassie“ lief, dann durften wir in den „Hörner Krug“. Dort gab es einen Extraraum mit einem Fernseher. In unserem Elternhaus gab es noch keinen. Mit meinem Bruder trank ich eine Cola und schaute gebannt in den Fernseher. Unsere Eltern bekamen erst später einen Fernseher.

Von der August-Hinrichs-Straße biege ich in die Kirchstraße Richtung Schule. Dort am Breeden steht jetzt ein riesiges Schulzentrum mit Oberschule und gymnasialen Zweig. Nachdem ich 1960 in den ersten kleinen Neubau der Schule eingeschult worden war, ging ich jeden Morgen mit den Nachbarskindern zu Fuß in die neu errichtete Grundschule. Die Straßen in Wiefelstede waren wenig befahren, wir Kinder konnten uns auf dem Schulweg wie im gesamten Dorf ohne Gefahren bewegen. Oft waren es noch Klinkerstraßen. An der Mühle, auf dem heutigen Platz der Genossenschaft, gab es einen asphaltierten Platz, auf dem wir unsere Rollschuhe ausprobieren konnten. Sie machten einen Höllenlärm, waren die Räder doch aus Eisen.

Das Jahr 1964 brachte viele Veränderungen mit sich. Das neue Haus am Esch meiner Eltern war fertig. In dieser Zeit wurden viele Einfamilienhäuser gebaut, neue Viertel entstanden, das Dorf wurde größer. Zeichen des Wirtschaftswunders. Aus dem kleinen Lebensmittelladen in der August-Hinrichs-Straße wurde ein Supermarkt. Ein eigenes Milchgeschäft entstand. Zuvor hatte man zuvor die Milch in einem kleinen Raum im Souterrain in der Molkerei gekauft. Jeden Morgen wurde von den Bauernhöfen hier die Milch angeliefert.

Von der Hauptstraße geht ein kleiner Weg an der ehemaligen Försterei zu dem damaligen Elternhaus. Ich stehe vor dem Haus und sehe die vielen positiven Veränderungen. Ein neues Haus und eine neue Schule für mich. Ich hatte die Aufnahmeprüfung am Neuen Gymnasium in Oldenburg bestanden. In Wiefelstede gab es damals noch kein Gymnasium, sodass wir jeden Morgen um 7 Uhr mit dem Bus in die Stadt fuhren. Für mich begann das Leben eines Fahrschülers, das neun Jahre dauern sollte.

Die ersten Jahre auf dem Gymnasium waren schwierig. Schrieb ich in der Grundschule Einsen und Zweien, waren es jetzt sehr viele Fünfen. Ob nun in Deutsch, Englisch oder Mathematik. Eine etwas strenge Deutschlehrerin sah meine Schwierigkeiten. Sie half mir, indem sie zusätzlich daheim geschriebene Aufsätze korrigierte und die Fehler mit mir besprach. Später nach meinem Studium erzählte sie mir, dass Landkinder es auf dem Gymnasium in den 60er Jahren schwerer hatten als Kinder aus der Stadt. Von meinen neu gewonnenen Freunden konnte ich niemanden am Wochenende sehen, denn dann gab es keine Busverbindung mehr nach Oldenburg. In der Regel fuhren nur an den Werktagen täglich vier Busse nach Oldenburg und zurück. Zuerst noch mit einem Anhänger, in dem oft Pakete transportiert wurden. Diskotheken oder andere Treffpunkte meiner Klassenkameraden in Oldenburg waren für mich in der Regel unerreichbar. Aus der Not am Wochenende machte ich eine Tugend: meine Klavierlehrerin brachte mir das Orgelspielen bei,

sodass ich viele Stunden am Wochenende an der Orgel der Johanniskirche verbrachte.

Mobilität für Schüler auf dem Lande war schwierig. Einige aus der Klasse hatten bereits ein Mofa, für mich unerreichbar.

Immer häufiger entstanden gegen Ende der 60er Jahre heftige Diskussionen mit meinen Eltern. In der Schule spielte die Nazizeit kaum eine Rolle, doch ich wollte wissen, was mein Großvater und meine Eltern in dieser Zeit gemacht hatten. Meistens stellte ich diese Fragen während des Abendessens. Mein Großvater lebte nach dem Tod seiner Frau bei uns. Da die Diskussionen immer heftig wurden, verbot mein Vater diese Gespräche. Diskussionen gab es aber dann wieder, wenn Berichte in der Tagesschau über Studentendemonstrationen und neue Lebensformen, etwa Wohngemeinschaften liefen. Auf mich übte dies teilweise eine Faszination aus. Das Thema „lange Haare“, vor allem von Studenten, war zu dieser Zeit ein Dauerthema während des Abendessens. Mein Bruder weigerte sich, die Haare kurz zu tragen. Lange Haare und Bärte waren auch Ausdruck des Protests gegen die Elterngeneration, die über die Nazizeit in der Regel schwieg. „Warum schweigt ihr denn? Gibt denn keiner Antwort?“, fragten wir uns immer wieder wie Beckmann in „Draußen vor der Tür“ von Wolfgang Borchert.

Als das neue Jahrzehnt, die 70er Jahre beginnen, löse ich mich langsam innerlich von Wiefelstede. Ich suche das Leben in der Stadt im Süden der

Republik, andere Lebensformen, neue Herausforderungen. Doch ich kehre regelmäßig zurück in dieses einst kleine Dorf im Ammerland.

Hörner Krug

Johannes Völkel

Bis 1970 standen die Ortsschilder von Wiefelstede kurz vor dem Wemkendorfer Weg aus Oldenburg kommend, bei Bauer Bruns aus Hahn kommend, nach Spohle kaum hinterm Bäcker, nach Gristede kurz hinter dem Schulhaus Cordes. Das heißt der Hörner Krug war definitiv nicht im Dorf. In Wiefelstede gab es vier Gastwirtschaften, Janssen, da wo heute das Rathaus steht, Rabe ist noch da. Kam man von Oldenburg gab es Eilers, da wo heute die Bank ist und hinter Brumund Richtung Hahn noch eine Eilers. Nur Rabe und der Hörner Krug haben überlebt. Der Hörner Krug war ein Ausflugsziel, wenn man nach längerer Wanderung durch den Gristeder Busch endlich den Kirchturm sehen konnte. Als Kinder gab es vor allem im Winter ein super Getränk. Es hieß „HEET UND SÖHT“. Es war eine Mischung aus Malzbier, richtigem Bier und viel Zucker. Bei uns Kindern war die Mischung eher Malzbier. Alles wurde dann heiß gemacht. Es war herrlich, vor allem wenn man durchgefroren war.

Sonntags hatte Heinz Ripken, der Betreiber, ein Herz für uns Kinder. Er hatte einen Fernseher für die Gäste aufgestellt, nachmittags vor allem für uns. Nach „Clemens Wilmenroth“ kam „Am Fuß der blauen Berge“ und das war unsere Sendung. Dann, als der Fernseher in die Haushalte einzog, war Schluss mit dem Besuch des Hörner Kruges.

Mit 16 aber, als wir in der Öffentlichkeit Bier trinken durften und rauchen, war der Hörner Krug ein erneuter Magnet. Das Gute war, dass H. Ripken uns gewähren ließ. Er hatte nichts an uns jungen Leuten auszusetzen. Wir gingen mit 2 Mark in den Krug. Eine Mark für Zigaretten, eine Mark für einen halben Liter Bier. Alles Weitere fand sich dann. Dank der ausgleichenden Seele kam es nie zu Streit. Im Gegenteil, wir kamen ins Gespräch mit den Älteren. Und es waren tolle Gespräche. Wir bekamen Einblicke in die Welt der Arbeit und die anderen Gäste in unsere Welt der Schüler. Das waren wirklich beachtenswerte Situationen. Meinen 18. Geburtstag habe ich dort gefeiert und es war ein Fest, das ich nie mehr vergessen werde. Als Heinz Ripken dann nach Hahn in die Mühle zog, war es aus mit der Atmosphäre und Wiefelstede rückte immer näher an Hörne heran. Die eigentliche Besonderheit des Bückelessens wurde eingestellt, der Kamin nicht mehr betrieben. Heet und Söht gab es auch nicht mehr. Es wurde eine normale Kneipe am Rande des Universums. Schade drum.

Ziegenbock

Eckard Klages

Die Ratssitzung des Gemeinderates Wiefelstede brachte es an den Tag: Ein Teil der Steuergelder floss in einen Verein, der in Rastede und Wiefelstede gleichsam zu Haus war. Der Verein hatte einen Ziegenbock in einem angemieteten Stall stehen und der freute sich über viel Zulauf. In den 60er Jahren war es durchaus noch üblich Ziegen im Stall zu halten, besonders bei ärmeren Menschen waren sie als Zuchttiere sehr beliebt. Ziegenmilch, Ziegenkäse und Ziegenbutter und das Fleisch des Zickleins waren eine willkommene Bereicherung der Versorgung mit Lebensmitteln. Ziegen waren durchaus genügsam. Einmal im Jahre musste eine Ziege nun zum Bock. Wer ein Zicklein verspeiste, musste schließlich dafür sorgen, dass der Nachwuchs nicht ausblieb. Einen Ziegenbock zu halten, der nur einmal im Jahr seine Existenzberechtigung unter Beweis stellen musste, war den allermeisten Ziegenhaltern zu teuer. Das Gesetz zur Vatertierhaltung machte es zur öffentlichen Aufgabe, für den Erhaltungstrieb der Ziegen und für die Verbesserung der Ernährungssituation der Ziegenhalter zu sorgen. Auch die Haltung von Bullen, war über Jahrhunderte eine öffentliche Aufgabe gewesen. Ende der 60er kamen dann die Besamungsstationen auf und später dann, zum Leidwesen von Bullen und Kühen, die künstliche Besamung, die lustfeindlich, aber effektiv war. Für den Rasteder und Wiefelsteder Ziegenbock gab es extra einen eigenen Verein, wer Nutznießer sein wollte, der bezahlte einen kleinen Obolus und erfreute sich 5 Monate später an der kleinen Nachwuchsschar niedlicher Zicklein. Die Ziegenböcke hatten einen großen Nachteil, sie strömten einen bestialischen Geruch aus. Niemand mochte so einen „Stinker“ in der Nähe seines Hauses haben. Zudem wurde so ein Ziegenbock etwa alle zwei Jahre ausgetauscht, damit keine unbotmäßige Inzucht die nachfolgenden Generationen belasten konnte.

Ein freies Sprechen über alle Themen, die auch nur einen Anflug von geschlechtlichem Verhalten beinhalteten, war in den 60er Jahren, zumindest in der Öffentlichkeit, noch nicht so einfach, vor allem nicht bei der älteren Generation. Der Verwaltungsausschuss, der Gemeinde Wiefelstede hatte den Zuschuss zum Ziegenbockverein im Verwaltungsausschuss unter Ausschluss der Öffentlichkeit gefasst. Nachfragen waren durchaus möglich, aber bei viel auch jugendlichem Publikum im Ratssaal fehlte zum Teil eine Sprache, die nicht ganz so deutlich machte, um was es in der Anfrage ging. Das führte zu viel humorvollem Gekicher unter den Zuschauern und auch unter den Ratsherren,

die damals noch eine reine Männergesellschaft waren.



Gerd Höpken

Die 60er Jahre – Jahre mit Erkenntnisgewinn für einen naiven Dorfjungen

Im Herbst 1964 hatte ich als Mensch ohne Abitur die Aufnahmeprüfung für das Studium an der Pädagogischen Hochschule Oldenburg bestanden. Im Frühjahr 1965 durfte ich dann mein erstes Studiensemester dort beginnen. Als „naiver Junge vom Dorf“ lernte ich beim Studium viele für mich ungewohnte Verhaltensweisen kennen. Besonders fielen mir die Kommilitoninnen und Kommilitonen des SDS auf, die für ihre merkwürdigen Aktionen eine Theorie hatten. Diese Theorie interessierte und faszinierte mich. Nachdem ich an einer Sitzung teilgenommen hatte, wurde ich unverzüglich Mitglied.

Der SDS¹ = Sozialistischer Deutscher Studentenbund war ursprünglich die Studierendenorganisation der SPD gewesen, die Mitgliedschaft war aber zum Zeitpunkt der Aufnahme meines Studiums schon nicht mehr mit der in der SPD vereinbar. Die studentische Organisation der SPD war damals schon der Sozialdemokratische Hochschulbund (SHB), der sich dann ebenfalls kontinuierlich nach links entwickelte und von dem sich die SPD 1971 trennte. Ich wurde dann Mitglied des SDS und lernte dort viel über das Wesen des Kapitalismus und die Ursprünge des wissenschaftlichen Sozialismus und Marxismus. Wir beschäftigten uns im SDS aber auch mit der Entstehung des Nationalsozialismus und der Tatsache, dass viele Nazis in der Bundesrepublik weiter eine große Rolle spielten und den jungen Staat bis in die höchsten Kreise infiltriert hatten. Das bekannteste Ereignis war sicher die Aktion der Hamburger Genossen, die bei der Rektoratsübergabe 1967 ein Plakat mit dem Text „Unter

¹ Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) war ein politischer Studentenverband in Westdeutschland und West-Berlin der von 1946 bis 1970 bestand. Er war der Hochschulverband der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD), bis sich im Mai 1960 der Sozialdemokratische Hochschulbund (SHB) von ihm abgespaltete. Im November 1961 schloss die SPD-Führung den SDS aus. Dieser bildete von 1962 bis zu seiner Selbstauflösung am 21. März 1970 die einzige deutsche parteiunabhängige sozialistische Hochschulorganisation. (de.wikipedia.org/wiki/Sozialistischer_Deutscher_Studentenbund, gefunden am 23.02.2022)

Im Herbst 1964 hatte ich als Mensch ohne Abitur die Aufnahmeprüfung für das Studium an der Pädagogischen Hochschule Oldenburg bestanden. Im Frühjahr 1965 durfte ich dann mein erstes Studiensemester dort beginnen. Als „naiver Junge vom Dorf“ lernte ich beim Studium viele für mich ungewohnte Verhaltensweisen kennen. Besonders fielen mir die Kommilitoninnen und Kommilitonen des SDS auf, die für ihre merkwürdigen Aktionen eine Theorie hatten. Diese Theorie interessierte und faszinierte mich. Nachdem ich an einer Sitzung teilgenommen hatte, wurde ich unverzüglich Mitglied.

Der SDS¹ = Sozialistischer Deutscher Studentenbund war ursprünglich die Studierendenorganisation der SPD gewesen, die Mitgliedschaft war aber zum Zeitpunkt der Aufnahme meines Studiums schon nicht mehr mit der in der SPD vereinbar. Die studentische Organisation der SPD war damals schon der Sozialdemokratische Hochschulbund (SHB), der sich dann ebenfalls kontinuierlich nach links entwickelte und von dem sich die SPD 1971 trennte. Ich wurde dann Mitglied des SDS und lernte dort viel über das Wesen des Kapitalismus und die Ursprünge des wissenschaftlichen Sozialismus und Marxismus. Wir beschäftigten uns im SDS aber auch mit der Entstehung des Nationalsozialismus und der Tatsache, dass viele Nazis in der Bundesrepublik weiter eine große Rolle spielten und den jungen Staat bis in die höchsten Kreise infiltriert hatten. Das bekannteste Ereignis war sicher die Aktion der Hamburger Genossen, die bei der Rektoratsübergabe 1967 ein Plakat mit dem Text „Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren“ zeigten, das auf die Rolle der Hochschulen im Nationalsozialismus Bezug nahm und auch darauf, dass im Lehrkörper der Universität viele Nazis weiterbeschäftigt wurden.

Im fernen Berlin waren Rudi Dutschke und seine Genossen die medienwirksamen Vorkämpfer.

Bei den wöchentlichen Sitzungen, die sich häufig bis weit in die Nacht erstreckten, stand die Weiterbildung in der Theorie des Marxismus im Vordergrund. Daneben wurden auch aktuelle politische und wirtschaftliche sowie hochschulpolitische Themen bearbeitet. Aktivitäten befassten sich mit den Notstandsgesetzen, dem Vietnamkrieg und der Wirtschaftskrise 1967. Um die Schlagkraft zu vergrößern, wurden Bündnisse mit dem SHB und einigen Gewerkschaftlern geschlossen.

¹ Der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) war ein politischer Studentenverband in Westdeutschland und West-Berlin der von 1946 bis 1970 bestand. Er war der Hochschulverband der Sozialdemokratischen Partei Deutschlands (SPD), bis sich im Mai 1960 der Sozialdemokratische Hochschulbund (SHB) von ihm abgespaltete. Im November 1961 schloss die SPD-Führung den SDS aus. Dieser bildete von 1962 bis zu seiner Selbstauflösung am 21. März 1970 die einzige deutsche parteiunabhängige sozialistische Hochschulorganisation. (de.wikipedia.org/wiki/Sozialistischer_Deutscher_Studentenbund, gefunden am 23.02.2022)

SDS an der PH Oldenburg - Politisierung von Studenten und Schülern

Die Hamburger Genossen hatten mit ihrer Aktion „Unter den Talaren – Muff von 1000 Jahren“ eine Lawine losgetreten. An den meisten Hochschulen gab es nun Aktivitäten zur Demokratisierung der Ordinarienuniversität. Auch an den Schulen wurden Rufe nach mehr Mitbestimmung laut. Der SDS Oldenburg mischte sich mit einer Flugblattaktion ein, als mein Schwager Johannes Voelkel zum Schulsprecher am Neuen Gymnasium gewählt und von Direktor Pfeiffer nicht bestätigt wurde. Statt seiner wurde die Kandidatin, die gegen Johannes Voelkel haushoch verloren hatte, zur Schulsprecherin ernannt.

Die Oldenburger Nord-West-Zeitung verhielt sich der studentischen Bewegung gegenüber ähnlich feindselig wie die Springer-Presse und wurde wie diese zum Hassobjekt der Linken, gegen das sich einige Demonstrationen wandten. Durch die politische Tätigkeit ergaben sich viele Kontakte zu Genossinnen und Genossen in anderen Städten. In Hamburg gerieten wir z.B. in eine große Demonstration, in deren Folge die Bibliothek im „Philosophenturm“ durch Wasserwerfer-Einsatz unter Wasser gesetzt und völlig verwüstet wurde.

Anmerkung: Der antiautoritäre Teil der studentischen Bewegung erkor dann, anstelle von Karl Marx, die Marx-Brothers, deren familiären Ursprünge in Ostfriesland liegen, zu seinen Idolen.

Vietnamkrieg

Seit 1965 hatte sich der West-Berliner SDS mit Vietnam (vormals Indochina) befasst. Im Sommer 1965 rief der AStA der Freien Universität zum „Frieden in Vietnam“ auf und wurde wegen dieser Inanspruchnahme eines politischen Mandats abgewählt. Daraufhin unterstützten 70 Schriftsteller und 130 Professoren am 1. Dezember 1965 die „Erklärung über den Krieg in Vietnam“, die eine öffentliche Debatte dazu forderte. Nachdem der damalige Bundeskanzler Ludwig Erhard bei einem USA-Besuch den Vietnamkrieg vorbehaltlos unterstützt hatte, warnte am 4. Februar 1966 eine West-Berliner Gruppe um Rudi Dutschke mit Protestplakaten vor einer Eskalation zum Atomkrieg und forderte einen „Griff zu den Waffen“ gezielter provokativer Regelverletzungen dagegen. Am nächsten Tag warfen Demonstranten fünf Eier gegen das Westberliner Amerikahaus und holten die US-Flagge vom Gebäude. Diese studentische Antikriegsaktion fand erstmals ein bundesweites Medienecho. Sie war von einem Aufgebot ohnegleichen von fast 20.000 Polizisten begleitet. Bei Gegenprotesten von CDU-Anhängern am 8. Februar wurden Studenten in die S-Bahn nach Berlin-Ost geprügelt, ohne dass zuschauende Polizei eingriff. Am 22. Mai folgte den friedlichen Ostermärschen in Frankfurt am Main der vom SDS organisierte Kongress „Vietnam – Analyse

eines Exempels“ mit rund 2000 Teilnehmern. Im Vorfeld war umstritten, ob man einen sofortigen Waffenstillstand fordern oder einen „Sieg des Vietcong“ unterstützen sollte. Der Philosoph Herbert Marcuse erklärte in seiner viel beachteten Rede, aus der Zeit des Nationalsozialismus ergebe sich eine moralische Pflicht, sich gegen den Vietnamkrieg einzusetzen. Damit übernahm der SDS die Initiative bei der Antikriegskampagne an den Hochschulen, für die er einen Großteil seiner Mittel ausgab. Er verstand den Vietnamkrieg als Befreiungskrieg der Vietnamesen gegen einen aggressiven US-Imperialismus und weltweiten Kapitalismus. Studentische Proteste sollten der Nationalen Front zu Befreiung Südvietnams (NLF) zum Sieg verhelfen. Dabei wurden unkonventionelle antiautoritäre Protestmethoden bevorzugt und erprobt.² Auch der Oldenburger SDS veranstaltete hochschulinterne und öffentliche Aktionen gegen den Vietnamkrieg. Besonders provokant waren die Geld-Sammelaktionen „Waffen für den Vietkong“. Aus den Aufzeichnungen meiner Frau Martina, die als Nicht-Studentin oft an unseren Sitzungen und Aktivitäten teilnahm, ergibt sich, dass sie häufig Angst hatte, wenn ich in der ersten Reihe der Demonstranten durch Oldenburg schritt. Ein besonderes Erlebnis war die Teilnahme am großen Vietnamkongress im Februar 1968 in Berlin.³

Kampf gegen die Notstandsgesetze

Im Oktober 1966 stieg die FDP aus der Koalition mit der CDU aus. Danach bildete die CDU mit der SPD eine Große Koalition. Bundeskanzler wurde der Jurist Kurt Georg Kiesinger, der wegen seiner NSDAP-Mitgliedschaft und seiner Tätigkeit im Reichsaußenministerium (stellvertretender Leiter der rundfunkpolitischen Abteilung) umstritten war. Es war uns im SDS ein Anliegen, dem Demokratisierungsprozess neue Impulse zu geben und die Verbrechen der Nazivergangenheit weiter aufzuarbeiten. Wir alle standen unter dem Eindruck der Auschwitzprozesse. Besonderen Argwohn erregten die Anstrengungen der Großen Koalition, Notstandsgesetze⁴ zu erlassen, mit denen die Grundrechte

²Vgl. <https://de.wikipedia.org/wiki/Vietnamkrieg>, gefunden am 12.07.2022

³ Der Internationale Vietnamkongress (auch *Internationale Vietnamkonferenz* genannt) fand am 17. und 18. Februar 1968 im Auditorium maximum der TU Berlin in West-Berlin statt und war mit ungefähr 5000 Teilnehmern und 44 Delegationen aus 14 Staaten ein wichtiges Ereignis der deutschen Studentenbewegung der 1960er-Jahre. Organisatoren der Veranstaltung waren der Sozialistische Deutsche Studentenbund (SDS) von Westberlin sowie die Brüsseler Konferenz, ein lockerer Zusammenschluss verschiedener linker Jugendorganisationen aus Westeuropa; als Hauptakteure gelten Rudi Dutschke und Karl Dietrich Wolff.

⁴„... sollten die noch bestehenden Eingriffsrechte der Alliierten in die Souveränität Deutschlands abgelöst werden. Diese forderten dazu die Verabschiedung der so genannten Notstandsgesetze, um die Sicherheit ihrer in Deutschland stationierten Truppen gewährleistet zu wissen. Für die nötige Änderung der Verfassung war eine Zwei-Drittel-Mehrheit im Bundestag vonnöten. Besonders daran schieden sich die Geister, da es der Regierung während eines nationalen Notstandes nun möglich war, Grundrechte vorübergehend außer Kraft zu setzen. Die Außerparlamentarische Opposition (APO) nahm dieses Thema auf und machte ihrem Unmut darüber auf der Straße Luft. Das Phänomen, dass Teile der Jugend rebellierten, gab es jedoch auch in anderen westlichen Ländern ebenso wie Notstandsgesetze.“ Große Koalition – Wikipedia, gefunden am 06.07.2022

eingeschränkt werden konnte. Auf einer von uns mitverantworteten Großkundgebung sprach auch Wolfgang Schulenberg, Soziologieprofessor an der PH Oldenburg. Er verglich die Rolle der Regierung mit einem Mann, der sich freiwillig einen Arm abhackt, um fortan sicherer zu leben. Schulenberg's wissenschaftlicher Assistent war übrigens Gerd Vonderach, der fast jeden Dienstag an den SDS-Sitzungen teilnahm und uns in marxischer Theorie unterwies. Vonderach wurde dann Soziologieprofessor an der 1974 neu gegründeten Carl-von-Ossietzky-Universität Oldenburg.

Ein Ausflug nach Berlin

Zusammen mit einem SDS-Genossen nahm ich 1967 an einer Veranstaltung der Bundeszentrale für Politische Bildung in Berlin teil, die sich ausdrücklich an Pädagogik-Studenten wandte. Zwar war das Programm der Veranstaltung auch interessant, viel mehr lockte uns aber die Vorstellung, uns frei in Berlin bewegen zu können. Einer der Referenten war übrigens der Pädagogik-Professor Wolfgang Schulz, der als Co-Autor des Buches „Heimann, Otto, Schulz: Unterricht – Analyse und Planung, Schroedel, 1965“ noch Generationen von Pädagogik-Studenten in Erinnerung sein dürfte. Wolfgang Schulz erklärte uns in seinem Vortrag, dass er in der Diagnose der Gesellschaft den Studenten beipflichte, er von der Therapie jedoch andere Vorstellungen habe.

Unser erstes Ziel außerhalb dieser Veranstaltung in Berlin war die Kommune 1 am Stuttgarter Platz. Ich weiß heute nicht mehr, ob alle bekannten Kommunarden (Kunzelmann, Teufel, Langhans, ...) zuhause waren. In Erinnerung ist mir nur noch der Wohnzimmertisch, dessen Beine so weit abgesägt waren, dass er nur noch ca. 20 cm hoch war.

Einmal in Berlin versäumten wir nicht, auch Ostberlin einen Besuch abzustatten. Erst einmal stöberten wir in Buchläden nach marxistischer und sozialistischer Literatur, um in unseren Studien weiter zu kommen. Wir hatten reichlich zu schleppen.

Dann wollten wir unbedingt die chinesische Botschaft besuchen, um alles über die Kulturrevolution zu erfahren. (Wir hielten auch in Oldenburg eine Kulturrevolution für dringend erforderlich.) Es erwies sich als äußerst schwierig, in die Botschaft zu gelangen, weil diese von Volkspolizisten bewacht wurde, die jeden Zutritt abwehrten. Erst als wir belehrt waren, dass die Volksrepublik zu den Feinden der DDR gehöre und wir trotzdem auf einem Besuch bestanden, wurden wir durchgelassen. In der Botschaft nahm man sich Zeit für uns, kredenzte uns einen Tee und zeigte uns dann Propagandafilme über die Industrialisierung Chinas und die Kulturrevolution. Zum Abschied schenkte man uns je eine Mao-Bibel.

Ich habe über die chinesische Botschaft Kontakt zu einer Adresse in Peking bekommen, wo ich dann Mao-Bibeln, Plakate, Schallplatten mit revolutionären Liedern etc. bekommen habe (s. Schreiben von China Publication Centre). Weiter ging es zur Botschaft Vietnams, wo wir die Solidarität der Oldenburger Studenten zum übermittelten. Wieder bekamen wir Filme zu sehen, in denen der heldenhafte Kampf der Vietnamesen um ihre Unabhängigkeit dargestellt wurde. Hier gab es nun als Abschiedsgeschenk Ho-Chi-Minh-Anstecker. Nach diesem Tag fühlten wir uns äußerst erfolgreich.

中國國際書店

GUOZI SHUDIAN

CHINA PUBLICATIONS CENTRE

P.O. BOX 300, PEKING, CHINA

Cables: GUOZI PEKING

Unser Zeichen: 68EGM/177

Peking, 8.5.1968

Herrn Gerd Höpken
2901 Wiefelstede
Kirchstrasse 13
Bundesrepublik Deutschland

Sehr geehrter Herr!

Wir haben Ihre Bestellungen, die Sie uns im Januar und April schickten, ausgeführt. Die erste Sendung der "Worte des Vorsitzenden Mao Tse-tung" (1000 Exemplare) wurde von uns am 19. Februar abgesandt. Wir hoffen, dass sie unterdessen bei Ihnen eingetroffen ist. Die zweite Sendung (50 Exemplare) wird in Bälde mit gewöhnlicher Post abgeschickt werden. Für Ihre Empfangsbestätigung danken wir Ihnen im voraus.

Wir möchten sehr gern wissen, wie Sie die Taschenbände "Worte des Vorsitzenden Mao Tse-tung", Abzeichen mit dem Bildnis des Vorsitzenden Mao und die Broschüren verteilten. Verteilten Sie diese Sachen in Ihrer Studentenorganisation oder verkauften Sie diese? Wir reagieren die Leser auf die "Worte des Vorsitzenden Mao Tse-tung" und anderes Informationsmaterial?

Wollen die Interessenten unsere Zeitschrift "Peking Rundschau" auf lange Zeit bestellen? Wenn über Sie Bestellungen aufgeben, dann können Sie uns die Adressen der Abonnenten gesammelt oder in einigen Sendungen zuschicken. Dabei brauchen Sie uns nur 70 Prozent des Bezugspreises zu überweisen, das übrige 30 Prozent geben wir Ihnen als Provision. Wenn einige Abonnenten finanzielle Schwierigkeiten haben, dann können sie den Bezugspreis nicht sofort zahlen. Kurs gesagt, wir möchten durch Sie einige Abonnenten "Peking Rundschau" gewinnen. Ist dies Ihnen möglich? Bitte schreiben Sie uns dazu Ihre Meinung.

Mit freundschaftlichen Grüßen

GUOZI SHUDIAN
Vertriebszentrum chinesischer Publikationen

Li Zhi'ou

Ein Ungar in Wiefelstede

Zu den Pflichtveranstaltungen des Lehramtsstudiums gehörte das Absolvieren eines Sozialpraktikums. Dieses Praktikum konnte ich im Sommer 1965 bei der Organisation „Student für Berlin“ ableisten. Deren Ziel war, Berliner Schulkindern Ferienaufenthalte zu ermöglichen. Für einen vierwöchigen Aufenthalt waren wir als Dreierteam zuständig: eine Studentin aus Oldenburg, ein Student aus Holzminden und ich. Zu uns gesellte sich Zsolt Mérey, ein Student aus Budapest, den sein Gastgeber, ein Fabrikant aus Paderborn, bei uns unterbrachte. Nach dem Praktikum nahm ich ihn mit nach Wiefelstede, um ihn dann nach Budapest zu bringen (s. Zeitungsartikel). Dort wurde ich von Zsolts Familie herzlich empfangen. Wir unternahmen viele Ausflüge in Budapest und in die Umgebung, z.B. ins Mátra-Gebirge. Die Freundschaft hält bis heute als Familienfreundschaft an, und wir besuchen uns immer noch regelmäßig. (s. Foto von Weihnachten 2013)

Umtriebe in Wiefelstede

Aus Martinas Aufzeichnungen geht hervor, dass wir am 22. Februar 1968 bei Rabe die Internationale gesungen haben. Die Auswirkungen müssen überschaubar gewesen sein.

Dann kamen schon die 70er, in denen vieles kulminierte, was in den 60ern begonnen hatte (Baader/Meinhof, Trennung linker Gruppierungen in antiautoritäre und orthodox-kommunistische Zweige, ...). Ich war einer der letzten Absolventen der PH Oldenburg, der noch nicht einer Gesinnungsprüfung unterzogen wurde und konnte so einem Berufsverbot entgehen.

Jochen Schepker Flower-Power, lange Haare und der Kampf gegen Alt-Nazis

Ich bin ein Zugezogener. Im Alter von 14 Jahren bin ich im Herbst 1965 zum ersten Mal nach Wiefelstede gekommen. Meine Eltern hatten sich ein Wochenendhaus am Mollberger See gekauft. Eine einfache Hütte, ohne Elektrizität, das Wasser aus der Leitung war leicht bräunlich, geheizt wurde mit Holz und Briketts. Petroleumlampen erhellten das Haus, die dazu gehörenden Glühstrümpfe, die leicht kaputt gingen, waren überall erhältlich. Der mangelnde Komfort wurde wettgemacht durch freie Natur und viel Badespaß im Sommer.

Der erste Eindruck von Wiefelstede war eher ernüchternd. Der erste Anblick von Mollberg kommend war der Müllplatz (heute die Wiese dorfauswärts neben Aldi, die deshalb heute nicht bebaut werden kann). Da es keine Aufsicht gab, konnte hier jeder Bürger alles entsorgen. Das Ortsschild stand an der Kortebrügger Kreuzung, das andere Ortsschild Richtung Oldenburg an der Einmündung des heutigen Brinkackers. Die Straße nach Oldenburg war noch gepflastert. Gleich hinter dem Ortsschild stand ein Straßenschild „Achtung 7 Kurven“, das entsprechende Schild in der Gegenrichtung stand an der Abzweigung nach Rastede. Dazwischen waren es aber nur 6 Kurven (heute sind es zwei) und ich fragte mich, ob man hier in Wiefelstede des Zählens nicht mächtig ist.

Doch das Dorf hatte auch seine schönen Seiten. An den Wochenenden boten die Gaststätten häufig Live-Musik an. Im Saal von Gasthof Eilers (heute Raiffeisenbank) spielte eine Beat-Band zum Tanz auf, oder wir hörten Soul-Musik von den „Shakespeares“ in Rastede, wo heute das Restaurant Athen seine Gäste empfängt. Im Hörner Kroog, damals weit außerhalb des Ortes, konnte man am offenen Feuer Bückels braten. Montags und samstags hatten alle Läden ab 12.30 Uhr geschlossen. Jeder Ort im Ammerland hatte einen freien Nachmittag in der Woche, Wiefelstede eben am Montag. Dafür gab es an Silvester in jedem Laden einen Schnaps für jeden Kunden. „Rot oder Klar“ hieß es da, Korn für die

Eisschollen türmen sich auf dem Jadebusen auf. Die 60er Jahre waren ungewöhnlich kalt, im Winter 62/63 gab es drei Monate Frost am Stück mit Temperaturen bis -25°



Männer, Likör für die Frauen. Der Einkauf stimmte die Kunden schon auf die Feier am Abend ein.

Die 1960er-Jahre waren Jahre des Aufbruchs, Jugendliche wie ich waren im Wirtschaftswunder groß geworden und kannten den Krieg nur noch aus den Erzählungen der Eltern. Man begehrte auf gegen den Muff der vorherigen Generation, die in der NS-Zeit erzogen worden waren, gegen unsinnige Regeln der Disziplin, gegen Vietnamkrieg, gegen Kleidungs Vorschriften und besonders gegen traditionelle Haarschnitte. Bis dato gab es für Herren nur zwei Haarschnitte: *Kurz* oder *Fasson*. *Kurz* sah so aus, als ob man einen Weckriemen um den Kopf gespannt hätte und alles abrasiert, was darunter herauschaut. Die restlichen ebenfalls kurzen Haare oben wurden in zwei Hälften geteilt, wobei man wählen konnte, ob der Scheitel rechts oder links sitzt. Bei *Fasson* blieben ein paar Haare im Nacken und an den Seiten übrig. Ganz anders sahen unsere Vorbilder aus, die Pilzköpfe der Beatles und die langen Mähnen der Rolling Stones beeindruckten uns sehr. So entbrannte ein Kampf zwischen den Generationen um jeden Zentimeter Haarlänge.

Die Eltern schickten mich zum Salon Naumann an der Kortebrügger Kreuzung, dort kostete der Haarschnitt für Jugendliche 3,75 DM. Fragte der Friseur, wie es denn werden soll, sagte ich „möglichst nichts abschneiden!“ Schnitt er zu wenig, meckerten die Eltern, „wozu haben wir überhaupt Geld ausgegeben?“ Schnitt er zu viel, meckerte nicht nur ich. Auch bei der nächsten Tanzstunde hieß es dann „lii, wie siehst du denn aus?“ und schon hatte sich die bevorzugte Tanzpartnerin einen anderen ausgesucht. Langes Haar war offensichtlich ein Zeichen von Attraktivität und Durchsetzungsvermögen gegen Autoritäten. Da galt es, beim nächsten Friseurtermin mehr zu kämpfen.

Auch an meiner Schule, dem Humboldt-Gymnasium in Wilhelmshaven, tobte der Kleinkrieg um Haare. Ein Lehrer für Gemeinschaftskunde und Sport, Dr. A. verkündete, dass jedem Schüler, dessen Haare die Ohren bedeckten, die sittliche Reife fehle und gab diesen Schülern ungeachtet ihrer Leistung konsequent die Note Fünf. Schüler und Eltern beschwerten sich bei Direktor Dr. B., doch der billigte die Maßnahme. Statt, wie im Lehrplan vorgesehen, uns die Grundlagen der Verfassung beizubringen, schilderte er im Unterricht ausführlich, wie die deutsche Wehrmacht 1943 die Panzerschlacht von Kursk hätte gewinnen können. „Wäre der Krieg anders ausgegangen, müssten wir uns heute nicht mit dem trockenen Stoff der bundesrepublikanischen Verfassung abmühen.“ Dr. A. war auch schon zweimal strafversetzt worden, weil er sich manchmal im zentralen Sporttrakt in den Umkleidekabinen der Mädchen einer benachbarten Schule herumtrieb. Aber nun war er nach zwei Jahren Strafversetzung wieder da und blieb in Sachen Haarlänge hartnäckig. Andere

Lehrer folgten dem Beispiel. So hat Lehrer H. dem Schüler mit den längsten Haaren der Schule, sonst ein Super-Schüler mit Zensuren zwischen 1 und 3, in Latein eine 6 verpasst, sodass dieser die Klasse wiederholen musste. Nach den Sommerferien kam Lehrer H. mit dem Fahrrad zur Schule, er wurde von den Schülern mit Applaus empfangen. Sein Ford Taunus hatte einen Kolbenfresser. Damals besaßen Autos noch keine verschließbaren Tankdeckel, da war es leicht, ein paar Stück Würfelzucker hineinzuzwerfen. Das soll ja nicht gut sein für den Motor.

In Chemie und Mathematik war Herr S. unser Lehrer, Kennzeichen: extremer Kurzhaarschnitt, konservative Meinung, robuster Umgang mit Schülern, Spitzname Lupo der Wolf, was er als Ehre empfand. In Chemie haben wir drei Monate damit zugebracht, Alkohol zu destillieren, weil er selbst gern einen trank. Zu Beginn jeder Stunde musste ein Schüler die Ergebnisse der letzten Stunde berichten, das war das einzige Zensurkriterium. Wir saßen also im Chemieraum, gespannt, wer diesmal dran ist. Es kam fast immer derselbe dran, Holger aus der ersten Reihe, intelligent, aber lange Haarmähne. Wir Schüler erstellten bald eine Strichliste, wer wie oft vorn an der Tafel die Hausaufgaben präsentieren musste. Holger schaffte es auf 22 Vorführungen und erhielt eine 4 als Endzensur. Ein Schüler, genannt „der Arier“ wegen seiner strahlend blauen Augen und dem kurzen hellblonden Haar, musste kein einziges Mal nach vorne, er war das ganze Jahr über stumm geblieben und erhielt eine 2 im Zeugnis. Wir haben Lehrer S. diese Statistik vorgelegt, der kratzte sich am Ohr, versprach Besserung, vergab aber auch in der Folgezeit seine Zensuren nach Haarlänge.

Die Diskriminierung wegen langer Haare änderte sich erst, als ein Schüler mit schulterlangem Haar in unsere Klasse wechselte, dessen Vater Kapitän zur See bei der Marine war. Dieser kam in voller Uniform zur Schule und hat die Allüren des Lehrers Dr. A. zurechtgestutzt. Bei der Frage „Wo haben Sie gedient?“ musste dieser zugeben, nur einfacher Soldat gewesen zu sein. Dann folgte die Anordnung, seinen Sohn leistungsgerecht zu benoten und nicht nach Haarlänge. Das wirkte. Danach war das Thema lange Haare zumindest oberflächlich vom Tisch, unterschwellig ging

1969: Protestmarsch in Wilhelmshaven gegen Notstandsgesetze. Kennt die Gesetze heute noch jemand?



die Diskriminierung natürlich weiter. Nach Elternsprechtagen hatten wir festgestellt, dass die Zensuren der Söhne der Marineangehörigen sprunghaft, meist um zwei Noten, nach oben schnellten, was daran lag, dass bei ihnen die Väter in Uniform zum Sprechtag erschienen, während bei den anderen häufig die Mütter kamen, was weniger Eindruck hinterließ.

Die 1960er-Jahre waren auch die Zeit von Flower-Power, bunt war jetzt Mode statt des öden Graus der 1950er-Jahre. Grelle Farben und Hochwasserhosen mit Ringelsöckchen waren angesagt. Bei Karstadt gab es „Anarchistenjacken mit Bombentasche“, kein Scherz, die gab es wirklich. „Herbert Marcuse hat recht“, erklärte uns ein uns wohl gesonnener Lehrer, „der Kapitalismus hat die Fähigkeit, auch gegen ihn gerichtete Strömungen zu integrieren.“ Um mit der Mode zu gehen, kaufte mir meine Mutter je ein paar knallrote und gelbe Frotteesocken. Da habe ich mir gedacht, die kann ich ja auch gemischt anziehen. Also ging ich am nächsten Tag mit einer roten und einer gelben Socke in die Schule. Damit habe ich eine Revolution ausgelöst. Schnell war ich das Stadtgespräch. Wildfremde Leute sprachen mich auf der Straße auf meine Socken an, ob das denn Absicht sei. „Ja“, antwortete ich, „davon habe ich zuhause noch ein Paar“. Noch Jahrzehnte später sprechen mich Leute an: „Du warst doch der mit den verschiedenen Socken!“

Mein Geschenk zum 18. Geburtstag: eine Woche Jugendreise mit Imken nach London, der Hauptstadt von Beat, Pop und Flower-Power. Der erste Weg führte mich in die Carnaby Street, dem Epizentrum der Beat-Generation. Hier wurde ich wieder an Marcuse erinnert, denn der Kapitalismus hatte die Flower-Power Bewegung dort schon arg kommerzialisiert. Am Piccadilly Circus kaufte ich mir ein Che Guevara T-Shirt in knallgelb, in der Portobello Road eine japanische Jacke mit irrem buntem Muster. Beim Konzert von Bloodwyn Pig, einem Ableger von Jethro Tull, im Marquee Club in Soho war ich am Ziel meiner Träume angekommen. Zurück aus den höheren Sphären der Hippiewelt wurde ich dann in Wiefelstede wieder mit der harten Realität konfrontiert. Mein Che Guevara T-Shirt fand hier weniger Bewunderung. Manche fürchteten wohl, dass die teils gewaltsamen Studentenproteste um Rudi Dutschke aus Berlin nun auch nach Wiefelstede überschwappen könnten. Die Hetze der Bild-Zeitung gegen Studenten tat ihr Übriges. Bei einigen Wiefelsteder Jugendlichen fand ich Mitstreiter. Auch sie hatten Probleme mit autoritären Lehrern am Neuen Gymnasium und die NWZ berichtete ausführlich über die „Rebellion“ an der Oldenburger Schule. Wir waren uns unserer rebellischen Rolle durchaus bewusst und genossen es.

Das Schützenfest 1969

Mit einigen Freunden und Freundinnen zogen wir als acht-Personengruppe auf das Wiefelsteder Schützenfest. Unsere langen Haare, die bunten Jacken und besonders mein Che Guevara T-Shirt erregten Aufmerksamkeit. Abends im Tanzzelt mussten wir uns manchen Spruch anhören. Als wir uns aber, da wir keine Sitzplätze hatten, in der Tanzpause einfach mal zum Ausruhen auf die Tanzfläche setzten, war die Toleranz der Wiefelsteder Schützen zu Ende. Man befürchtete wohl einen Sit-In, wie ihn die Studenten in Berlin praktizierten. Eine Riege uniformierter Männer, schwarze Hose, weißes Hemd, Ärmel aufgekrempt, beförderte uns recht unsanft und ohne Vorwarnung dafür mit Fausthieben und Fußtritten nach draußen und verwies uns des Platzes. Da war keine Diskussion mehr möglich. Am nächsten Tag stand in der Zeitung „Die Wiefelsteder Schützen sind mit Störenfrieden schnell fertig geworden“.

Mit Anbruch der 1970er-Jahre änderte sich einiges: die ersten Lehrer der sogenannten 68er Generation kamen mit frischen Ideen an die Schule. Der wilde ungezügelte Protest der 1960er-Jahre mündete mehr und mehr in konstruktive Bahnen. Grüne Umweltbewegungen gründeten sich und mischten bald in der Politik mit. Vieles, was damals noch revolutionär erschien, die rechtliche Gleichstellung der Frauen, Abschaffung des Strafparagrafen §175 (Verbot von Homosexualität), Liberalisierung in vielen Gesellschaftsbereichen, ist heute selbstverständlich. Nicht überall: der damalige AfD-Chef Jörg Meuthen rief 2016 seinen Anhängern zu, die AfD wolle "weg vom links-rot-grün verseuchten 68er-Deutschland".



Ich empfand die 1960er-Jahre als eine tolle Zeit. Nicht nur, weil es meine Jugendjahre waren. Die 1960er-Jahre waren aufregend, man probierte viel Neues, manches war unausgegoren, manchmal schoss man über das Ziel hinaus, doch viele Ideen erwiesen sich als zukunftssträftig. Der revolutionäre Geist ist geblieben.

Das Schützenfest in Wiefelstede war schon immer für alle eine Pflichtveranstaltung.

Selbstverständlich auch für uns Jugendliche, Ende der 60er Jahre. Wir waren in einer Gruppe mit acht Leuten unterwegs.

Jochen, seine Schwester Nina, meine Schwester Gabi, ich und noch vier andere, an deren Namen ich mich nicht mehr erinnern kann. Wir waren, wie es sich gehört, zum Tanz im großen Tanzzelt des Schützenfestes. Woodstock und die Mondlandung waren ein paar Tage her. Die Hippiebewegung griff um sich und wir waren definitive „Follower“ dieser Bewegung. Lange Haare, Nickipullover, teils barfuß, Jeans. Eine vollkommen unübliche Bekleidung für den Tanzabend im Zelt. Wir waren sehr lustig gestimmt. Das Zelt proppenvoll. Nun kam es, dass wir während der Tanzpausen uns einfach auf den Tanzboden im Kreis setzten und einfach nur gute Laune hatten. Dies schien einigen der Schützen nicht zu behagen, weil sie, wie ich heute vermute ein „Sit-in“ mit politischem Hintergrund vermuteten. Der Alkohol spielte dabei sicher eine wichtige Rolle. War es doch bekannt, dass langhaarige „Gammler“ versuchten, das bestehende System zu sprengen.

Nach drei Tanzpausen, wir hatten gerade wieder auf der Tanzfläche Platz genommen, schossen 10-20 uniformierte alkoholisierte Schützen auf uns zu und trieben uns mit Faustschlägen und anderen Handgreiflichkeiten aus dem Zelt.

Jochen war damals deutlich über 1.90 m und ich war nicht viel kleiner.

Erstaunlich war, dass sie uns Männer kaum bedrängten, sondern es mehr auf unsere Mädels abgesehen hatten. Wir waren uns keiner Schuld bewusst und das bin ich bis heute nicht. Es kam dann im Laufe des Abends noch zu einer rüden Auseinandersetzung zwischen meinem Vater und unserem Nachbarn Erich Ripken, der eine hohe Funktion bei den Schützen inne hatte.

Nach einer Woche war der „Pulverdampf“ verflogen und alle hatten sich wieder lieb. So kommt es mir heute vor. Den anonymen Leserbrief haben wir nicht geschrieben. Entweder wusste ich nichts davon oder ich habe vergessen, dass dieser kurze Artikel, überhaupt existiert.

Johannes Völkel

Ralf Gerdes

Krippenspiel oder - „Wie kommt man an eine Hauptrolle“

„Dunkel war die Nacht und voller Gefahren für uns und unsere Herde“

Seinerzeit, also 1969, waren die Schülerinnen und Schüler der weiterführenden Schulen einmal in der Woche am Nachmittag mit dem Konfirmandenunterricht beschäftigt.

Regelmäßig stellten sie auch die „Schauspieler“ für das alljährlich stattfindende Krippenspiel zu Weihnachten.

Diese Inszenierung war von erheblichem Umfang, dauerte doch eine Aufführung knapp eine Stunde. Wenn ich mich recht erinnere, wurde die Vorstellung zwei Mal an Heiligabend gegeben.

Sei's drum, rechtzeitig vor diesem Schauspiel in der Kirche ging es darum, festzulegen, wer welche Rolle besetzen sollte.

Dazu traf man sich im Kirchenbüro mit dem damaligen Pastor Schmidt und seiner Frau, die als Regisseurin fungiert und damit erheblichen Einfluss auf die Rollenbesetzung hatte.

Also ereilte auch unseren Jahrgang dies Schicksal und wir trafen uns in gespannter Erwartung in eben jenem Büro, welches noch heute als Pastorenbüro dient.

Alle anwesenden Konfirmanden standen unter einer gewissen Spannung, weil wir natürlich das Textbuch kannten. Dies reichte von einem Absatz, z.B. für den ersten König, bis zu langen Passagen für den 1. Hirten. Letztere (drei Hirten) mussten auch noch zweimal live mehrere Strophen zweier Weihnachtslieder zum Besten geben (An „Ich steh an deiner Krippen hier“ kann ich mich erinnern).

Für die Mädchen war die Rolle der Maria etwas umfangreicher, dafür gab es aber schon eine Favoritin, sodass der weibliche Teil der potentiellen Darsteller*innen einigermaßen entspannt an der Versammlung teilnahm.

Nicht so die Jungs, weil- irgendjemand würde die Rolle des 1.Hirten erwischen und dann gab es viel auswendig zu lernen.

Nach und nach wurden die Rollen besetzt (ich hatte den 1. König erwischt – kein Problem) und wie erwartet blieb der erste Hirte und einer der Konfirmanden übrig.

Die Frage nach geeigneten Sängern hatte bereits die Runde gemacht und dadurch konnten die Rollen für den zweiten und dritten Hirten besetzt werden. Ich hatte mich vornehm zurückgehalten, weil ich mir nicht vorstellen konnte, vor vollbesetzter Kirche auch nur einen Ton herauszubekommen.

Da ereilte mich das Schicksal in Person einer lieben Klassenkameradin, die sich sinngemäß so äußerte: „Warum nehmen wir nicht Ralf für den ersten Hirten. Der hat eine laute Stimme und singt in der Realschule Rastede im Schulchor“

Beides traf zu und ich merkte, dass ich dran war, den ersten Hirten zu übernehmen. Es gab keine Argumente dagegen. Ein neuer erster König war schnell gefunden und ich ging mit dem Textbuch und der Hauptrolle aus der Besprechung.

In den nächsten Wochen beschäftigte mich intensives auswendig lernen und uns alle etliche Proben, wie am richtigen Theater.

Die beiden Aufführungen waren dann in meiner Erinnerung wirklich nicht so schlecht. Achim, Jörg und ich haben das auch mit den Liedern einigermaßen hinbekommen.

Aber das ist eine andere Geschichte

Martina Wempe Von der Schneiderei zum Industriebetrieb

Die Wäschefabrik Carl H. Wempe in Metjendorf in den sechziger Jahren

Eine alte industrielle Wurzel der Gemeinde Wiefelstede, in der die Spuren der alten Wäschefabrik der 1960 Jahre heute noch teilweise spürbar sind, befindet sich nach fast 100 Jahren seit Gründungsjahr immer noch im Familienbesitz in dritter Generation.

Martina Wempe, Tochter von Hermann und Renate Wempe, stützt ihre Aussagen in erster Linie auf Erzählungen ihres Vaters und Großvaters, sowie auf Fotografien und Dokumente aus dem Familienarchiv.

Gisela Zitterich als Zeitzeugin lebt heute in Bokel in der Gemeinde Wiefelstede und erzählt auf lebendige Weise aus ihrer Zeit als Angestellte in den Jahren 1955 bis 1972, in denen sie als Mitarbeiterin und eine der engsten Vertrauten der Firmenchefs hier wertvolle Einblicke in die Hintergründe der Firma sowie den Alltag in der Textilproduktion eröffnet.

Ende 1920 gründete Carl H. Wempe in Oldenburg das Familienunternehmen.

Martina Wempe erzählt:

Zur Gründung hat sich in unserem Familiengedächtnis folgende Geschichte eingepägt: Mein Großvater Carl H. Wempe war Schneider, so wie es auch vorher schon mehrere Schneider in der Familie Wempe gegeben hatte.

Er begann während der Weltwirtschaftskrise, zum Ende der 1920er-Jahre, sein Geschäft genau in dieser Zeit und produzierte selber Pullunder, die er per Fahrrad den Bauern rund um Oldenburg anbot. Eine durchaus übliche Form in der Zeit sein Geschäft zu eröffnen.

Er erweiterte seine Produktpalette sehr bald schon, indem er dazu passende Hemden produzierte. Seine ersten Produktionsmittel waren Strickmaschinen, später kamen Nähmaschinen dazu. Bald schon musste er die ersten Näherinnen und Strickerinnen einstellen. Er organisierte alles und kümmerte sich um den Vertrieb der aus eigener Produktion stammenden Kleidungsstücke.

Mein Vater Hermann Wempe wurde 1934 an der Alexanderstraße in Oldenburg geboren. Er erinnerte sich gerne daran, dass in seiner elterlichen Wohnung immer Stoffballen und vor allem Knöpfe waren, mit denen er als Kind sehr gerne spielte. Die Produktion fand ebenfalls im selben Hause statt (Quelle:

Erinnerung durch Alma Müller, geb. Schwarting, die dort als junges Mädchen zeitweise mitarbeitete).

Später verlegte mein Großvater seinen Warenverkauf in ein angemietetes Ladenlokal am Rauhehorst/Wittingsbrok in Oldenburg. Einige Zeit später kaufte er seine erste größere Produktionsstätte an der Hadersleber Strasse in Bürgerfelde. Der Schritt von der Schneiderei hin zur industriellen Produktion wurde vollzogen.

Die 60er Jahre - Neuanfang in Metjendorf

Nach wenigen Jahren wurde die Fabrik an der Hadersleber Strasse zu klein.

1961 fanden Carl H. Wempe und sein Sohn Hermann ein geeignetes Grundstück, um eine größere Produktionsstätte Am Ostkamp 25 in der Gemeinde Wiefelstede zu errichten. Das Gebäude war ein L-förmiger Bau, der auf einem 3.000 Quadratmeter großen Areal am Rande der Barackensiedlung, genannt „Plattdaghusen“, errichtet wurde.

Foto mit den ersten Spatenstichen

Ein Industriebetrieb in Metjendorf?

Das stieß in der Bevölkerung und im Gemeinderat nicht nur auf Gegenliebe. Aber als man erfuhr, dass es sich um eine Näherei handelt – da war die Zustimmung groß.

Der Wunsch nach den Kriegsjahren wieder zu mehr Wohlstand zu kommen, konnte nur erfüllt werden, wenn Arbeit für die Menschen vorhanden war. Eine Näherei bot gerade den Frauen, deren Rolle in den sechziger Jahren „Die Hausfrau“ war, Gelegenheit, mit ihrer Arbeit ein weiteres Einkommen zu erzielen.

Gisela Zitterich erzählt:

„Ich erinnere mich noch gut an den Umzug. Unter den Mitarbeiterinnen kam der Ortswechsel nicht gut an, denn sie waren lieber in der Stadt und wollten nicht so weit aufs Land hinaus. Und wie sollten sie denn in das „entfernte“ Metjendorf zur Arbeit kommen?“

Entweder mit dem „Imkenbus“, der seltener fuhr oder mit „Pekol“, dessen

Fahrt am Fliegerhorst endete, später fuhr er bis zum Schwarzen Weg. Von da aus musste gelaufen werden.

Gisela Zitterich wurde im Jahre 1961 die erste Abteilungsleiterin in den neuen Räumlichkeiten in Metjendorf, die damals unter dem Namen „Carl H. Wäschefabrik Wempe“ produzierten.

In dieser Zeit wurden hauptsächlich Oberhemden, aber auch zeitweise Kittelschürzen produziert.

Der Volksmund wandelte bald den Namen der Firma in „Hemdenfabrik Wempe“ um.

Firma Wempe war immer ein Familienbetrieb, der großen Wert auf den Zusammenhalt innerhalb der Arbeiterinnenschaft legte. So fehlten auch nicht die Firmenfeiern. (FOTOS) Selbst zum Metjendorfer Schützenfest ging man einheitlich mit einem Grubenhemd. (Gisela fragen) (FOTOS) **Selbst zum Metjendorfer Schützenfest ging man einheitlich mit einem Grubenhemd. (Gisela fragen)**

Mit dem Wirtschaftsaufschwung in den 60er Jahren entwickelte sich die Firma gut. Die hohe Nachfrage machte eine Produktionssteigerung erforderlich, sodass die Belegschaft erweitert werden musste. Mitte der sechziger Jahre kamen die ersten Gastarbeiterinnen und ein Gastarbeiter aus der Türkei nach Deutschland und wurden gerne als Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen der Firma Wempe eingestellt. Die türkischen Arbeiterinnen wurden erfolgreich von Gisela Zitterich angelernt, Hermann Wempe lernte Türkisch, um den Angestellten dann Deutschunterricht geben zu können.

Die Wäschefabrik war trotz vieler Neueinstellungen stark ausgelastet, sodass weitere Mitarbeiterinnen gesucht wurden, um in Heimarbeit für die Firma tätig zu werden.

In dieser Zeit standen wohl über 100 Arbeitskräfte auf der Lohnliste der Wäschefabrik Wempe. Die sechziger Jahre waren eine gute Zeit für das Unternehmen. Die Produktionszahlen kannten nur eine Richtung – nach oben.

Ohne Aufträge keine Arbeit!

Carl H. Wempe besuchte Firmen in der näheren Umgebung oder reiste auch bis in den „Ruhrpott“, um Arbeitsaufträge für die Fabrik zu bekommen. Oft begleitete ihn sein Sohn Hermann oder die Abteilungsleiterin Gisela Zitterich.

Einer der erfolgreichsten Geschäftsabschlüsse war ein Auftrag über unzählige Grubenhemden, die für eine Zeche im Ruhrgebiet produziert wurden.

In den 70er Jahren wurde die Firma offiziell an den Sohn Hermann Wempe, der bereits langjährig als Zuschneider und Partner an der Seite seines Vaters arbeitete, übergeben. Hermann Wempe übernahm die Leitung der Fabrik offiziell in den 70er Jahren. Seine zukünftige Ehefrau Renate Wempe arbeitete bereits seit den 50er Jahren als Näherin mit in der Firma. Sie konnte alle Fertigungen auch an der eigenen Nähmaschine erledigen.

1961-1969 - Mein erstes Jahrzehnt in Wiefelstede

Ingo Hellbusch 1961 – 1969 - Mein erstes Jahrzehnt in Wiefelstede

Mein Name ist Ingo Hellbusch, ich wurde am 07. Mai 1961 in Oldenburg (Oldb) geboren.

Nach dem üblichen einwöchigen Klinikaufenthalt kehrte meine Mutter mit mir in das Heimatdorf meiner Eltern zurück. Wiefelstede, hier besaßen meine Eltern seit Mitte der 1950er Jahre ein Haus in der Mühlenstraße, das sie mit meiner vier Jahre älteren Schwester und nun auch mit mir bewohnten.

Auch die Großeltern, väterlicher- und mütterlicherseits, lebten in der nahegelegenen Bauerschaft Lehe, also auch in der Gemeinde Wiefelstede. Hier sollte ich, mit einigen kurzen Ausnahmen, den Rest meines Lebens verbringen.

Aus dem Rat der Gemeinde Wiefelstede i.J. 1960:

Aufnahme eines Kommunaldarlehens aus öffentlichen Mitteln in Höhe von 76.000,--DM !!!

Für den Bau des Rentnerwohnheimes in Borbeck.

Weitere Maßnahmen u.a.:

Umbau Schule Dringenburg	7.500,00DM
Umbau Schule Neuenkrüge	31.000,00DM
Verbesserung Hauptlehrerdienstwohnung W.	8.000,--DM

Ratsherr Onken berichtet, dass das Dach der Volksschule Dringenburg undicht ist. Ratsherr (Gerhard) Hellbusch erklärt, dass am heutigen Tag die Dachdecker mit der Reparatur des Daches begonnen haben.

1961: Mein erstes Lebensjahr war geprägt vom kalten Krieg, von der Kubakrise, vom Mauerbau in Berlin und von der Angst der Menschen vor einem weiteren Weltkrieg. Wie ich später erfuhr, waren meine Eltern in unterschiedlicher Weise von diesen Ereignissen betroffen. Meine Mutter war vor Ende des 2. Weltkrieges als 13-jährige mit ihren Eltern und Geschwistern aus Pommern vor der heranrückenden roten Armee geflüchtet, hatte somit alle Schrecken des Krieges miterlebt. Auch befand sich ein Teil ihrer Verwandtschaft in Thüringen und Sachsen, also hinter dem „eisernen Vorhang“. Mein Vater hingegen war kein Kriegsteilnehmer, hatte keine Verwandten in der „Ostzone“. Mein Vater war bereits seit 1942 Mitarbeiter der Gemeindeverwaltung in Wiefelstede, seine Eltern betrieben eine kleine Landwirtschaft, so hatte er eine entspanntere Sicht auf die Dinge.



Aus dem Gemeinderat, 08.12.1961:

Bewilligung eines Darlehens in Höhe von 20.000,--DM an den Fuhrunternehmer Hans Heinemann für die Anschaffung eines Fäkalienwagens.

1962: Konrad Adenauer war Bundeskanzler, Heinrich Lübke war Bundespräsident, John Fitzgerald Kennedy amerikanischer Präsident. Brasilien wurde Fußballweltmeister, der 1. FC Köln wurde deutscher Meister.

Aus dem Gemeinderat, 29.01.1962:

Versetzung des Gemeindedirektors Koch in den Ruhestand zum 01.04.1962 wegen Dienstunfähigkeit im Sinne des §54 des Niedersächsischen Beamtengesetzes. (Aus drei Bewerbern wird später Wilhelm Rippen als Nachfolger gewählt).

1963: Der Bürgerrechtler Martin Luther King geht mit seinem Ausspruch „I have a dream“ in die Geschichte ein. In Deutschland übernahm Ludwig Erhard nach dem Rücktritt Konrad Adenauers das Amt des zweiten Bundeskanzlers der Bundesrepublik ein. Das „Wunder von Lengede“ hat dennoch 29 Todesopfer zur Folge.

Im August 1963 erschien die Single „She loves you (Yeah, Yeah, Yeah)“ von den Beatles. Meine Mutter erzählte mir später, sie sei mit mir auf dem Arm durch die Küche getanzt, sobald der Song auf unserem Radioempfänger der Marke Schaub-Lorenz zu hören war. Mag sein, dass das der Grund dafür war, dass Jahre später die Rolling Stones wenig Eindruck auf mich machten.

Aus dem Rat: Der Herstellung eines Glasmosaiks im neuen Rathaus in Wiefelstede zum Gesamtpreis von bis zu 10.000,--DM wird zugestimmt. Prof. Wilhelm Tegtmeier, Nethen, wird mit der Anfertigung der Entwürfe beauftragt. Das Honorar hierfür beträgt 4.000,--DM.

1964: In den USA wurde das Ende der Rassentrennung eingeläutet. 1 Liter Normalbenzin kostet 0,65 DM, 1 Liter Diesel kostet 0,49 DM. Bügelfreie Textilien werden erfunden. Es beginnt die Entwicklung von Computern.

Aus dem Gemeinderat:

Gemeindedirektor Wilhelm Rippen gibt als Wahlleiter der Gemeinde das endgültige Wahlergebnis der Kommunalwahl vom 27.09.1964 bekannt:

FDP 1.779 Stimmen 10 Sitze

SPD 649 Stimmen 4 Sitze

CDU 616 Stimmen 3 Sitze

1965: 20 Jahre nach dem Ende des 2. Weltkrieg besucht die englische Königin Elisabeth II. die Bundesrepublik, im gleichen Jahr stirbt Winston Churchill. Der Siegeszug des Minirocks ist nicht mehr aufzuhalten. Twiggy sei Dank ?

Aus dem Gemeinderat, 06.09.1965:

Der Neubau der Lehrschwimmhalle in Wiefelstede ist inzwischen genehmigt und die Bundes- und Landesmittel bewilligt worden. Nach Vergabe der ersten Arbeiten in der heutigen Sitzung kann in aller Kürze mit dem Bauvorhaben begonnen werden.

Die Fahrtkostenpauschale und der Zuschuss für Dienstkleidung für den Vollziehungsgehilfen E.P. wird mit Wirkung vom 01.09.1965 von monatlich 40,-- DM auf 60,--DM erhöht.

Wussten Sie, dass die Fa. Adolf Meins KG (heute Selgros) im Jahr 1965 von der Kreyenstr, in Oldenburg in die Straße Schwarzer Weg umsiedelte? Hier entstand auf einem 45.000 qm großen Grundstück ein moderner Cash&Carry Markt inklusive Zustellhandel für Großabnehmer und Wiederverkäufer. Die Ansiedlung des expandierenden Betriebes bescherte der Gemeinde Wiefelstede lukrative Gewerbesteuerereinnahmen.



1966: Hier setzt meine Erinnerung ein. Ich spielte in der Nachbarschaft mit den Jungen. Die Nachbarn nannten wir Onkel Heinz und Tante Betty, Onkel Konrad und Tante Herta, Onkel Heinz und Tante Renate, Onkel Hans und Tante Marga usw., die Übernachbarn aus der Königsberger Str. hingegen nannten wir Onkel und Tante Hesse, Onkel und Tante Handt usw., woran lag das? Mehr Abstand? Wenn wir zum Geburtstag bei Nachbarkindern eingeladen waren, bestand das Geschenk oft aus einer Tafel Sprengel-Schokolade, auf das mit Tesa-Film ein 5 Mark Stück geklebt wurde. Eine Geschenkliste im Raiffeisenmarkt gab es damals noch nicht.

Ich erhielt zu meinem Geburtstag in jedem Jahr einen Luftpostbrief mit blau-rotem Rand von meinem Patenonkel Gert, dem Zwillingbruder meiner Mutter, der 1957 nach Canada ausgewandert ist. Der Brief enthielt eine Grußkarte mit amerikanischem Text und, was für mich viel interessanter war: eine 5-Dollar-Note, die damals einen Wert von 20,--DM entsprach. Für mich eine unfassbare Summe.

Aus dem Gemeinderat, 22.02.1966:

Der Rat erklärt sich mit der Erweiterung der Volksschule Wiefelstede nach den vorliegenden Plänen des Architekten Gerd Düser, Meppen, einverstanden. Die Gesamtkosten sind mit 680.000,--DM veranschlagt.



1967: Einschulung. Ab August des Jahres besuchte ich die Grundschule in Wiefelstede. In den ersten zwei Schuljahren war Annemarie Völkel unsere Lehrerin, sie war bei allen Schülern sehr beliebt, sie war nicht streng, dennoch ließ sie uns spüren, wenn unser Verhalten ihr missfiel. Wir nannten sie Frau Völkel, aber wir duzten sie. Auch an ihren Geburtstagen lud sie alle ihre Schüler zu sich nach Hause ein, heute unvorstellbar.



1968: Ein Jahr voller Rebellion und Gewalt. Auf dem Bildschirm unseres Fernsehgerätes (mit Kippschalter für 1. Und 2. Programm) sah ich einmal eine große Gruppe brüllender Männer und Frauen mit Plakaten und Spruchbändern durch eine Stadt ziehen. Als ich meine Mutter nach den Motiven dieser exotischen Menschen fragte, bekam ich zur Antwort: „Die wollen nur Krawall machen!“. Es dauerte viele Jahre, bis ich die wahren Beweggründe für das Handeln dieser Studenten erfuhr und verstand.

1969: Ab dem 21. Oktober heißt der neue Bundeskanzler Willy Brandt, Apollo 11 landet auf dem Mond, vom „Woodstock Music and Art Festival“ bekam ich nichts mit.

Doch von der Mondlandung war ich, und einige meiner Mitschüler ebenfalls, so elektrisiert, dass mein Klassenkamerad Uwe Kortlang und ich beschlossen, die Apollo-Mondlandefähre aus Holzabfällen nachzubauen. Wir waren

hochmotiviert. Doch in Ermangelung von Werkzeugen und handwerklichem Geschick verwarfen wir unsere Pläne. Schön wäre es gewesen.....

